

Die Volkswacht erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- u. Feiertage. Bezugspreis einschließlich der illustrierten Beilagen „Die neue Welt“ und „Für unsere Frauen“ monatlich 75 Pfg., vierteljährlich 2,25 Mt., einschließlich Trägerlohn. In den Abbestellstellen monatlich 60 Pfg. Durch die Post bezogen vierteljährlich 2,25 Mt. einschließlich Bestellgeld. Einzelnummer 5 Pfg.

Volkswacht

Anzeigenpreise:
Die 6spaltige Beilage 20 Pfg., für auswärts 30 Pfg., die 3spaltige Beilage 10 Pfg., die 2spaltige Beilage 60 Pfg. Anzeigen mit Maßbestimmung werden besonders berechnet.
Bei Wiederholungen Rabatt laut Tarif

Organ für die werktätige Bevölkerung der Provinz Westpreußen

Redaktion und Expedition
Paradiesgasse Nr. 32

Publikations-Organ der Freien Gewerkschaften

Telephon für Redaktion
und Expedition 3290

Beilagen: Die neue Welt, illustriertes Unterhaltungsblatt
Für unsere Frauen mit illustrierter Modenzeitung

Nr. 81

Danzig, Dienstag den 9. Juni 1914

5. Jahrgang

Goldproduktion und Weltwirtschaft

Von J. Karstl.

Die Handelskammer für Transvaal hat sich das Vernehmen geleistet, eine Schreckenstunde in die Welt zu setzen: die Goldvorräte gehen zur Neige. — Bei näherem Zusehen zeigt sich freilich, daß es damit noch gute Wege hat. Für die nächsten fünf Jahre, meint die Kammer, ist keine Abnahme der zur Verarbeitung kommenden Erze zu erwarten und auch der durchschnittliche Goldgehalt pro Tonne Erz dürfte unverändert bleiben. Nach fünf Jahren aber wird mit der Entwicklung einiger großer Gruben gerechnet und das soll dann so weiter gehen, bis in etwa 17 Jahren die Goldgewinnung Transvaals auf die Hälfte der bisherigen Mengen reduziert werden wird. Da zurzeit Transvaal annähernd 40 Prozent der Weltausbeute liefert, so würde das ein recht fühlbarer Ausfall sein.

Indessen haben Fachleute diese Marnachricht als bald korrigiert. Jene Schätzung bezieht sich nämlich nur auf die bereits erschlossenen und im Betrieb befindlichen Gruben. Es gibt jedoch selbst in dem wichtigsten Goldgebiete, am Witwatersrand nach ausgedehnten Terrains, die Gold enthalten. Zum Teil ist das Vorkommen von Erzen hier bereits durch Bohrversuche festgestellt, zum Teil sind die Vorkommen noch gar nicht erschlossen. Während also die Handelskammer den Vorrat an Erzen auf 550 Mill. Tonnen schätzt, schätzt einer der hervortragendsten Fachmänner, Raymond Schumacher, Direktor einer der erfolgreichsten Grubenunternehmen, diesen Vorrat auf über 1000 Millionen Tonnen, d. h. viermal so viel, als bisher in Transvaal verarbeitet wurde. Dabei macht dieser Herr den sehr vernünftigen Vorbehalt, daß man über den Goldgehalt der noch nicht erschlossenen Erze vorläufig keine Angaben machen könne. In der Tat liegt die Sache so, daß man vor allem dort zugreift, wo man die reichsten Erze findet, daß dann, nach Erschöpfung dieser, auch die minder reichhaltigen in Angriff genommen werden. So kommt es, daß das durchschnittliche Ergebnis an Gold pro Tonne verarbeiteten Erzes sinkt. Aber damit ist noch nicht gesagt, daß in der Tiefe der noch nicht bergmännisch untersuchten Terrains sich sehr reichhaltige Erze befinden können.

Mit den Prophezeiungen in Bezug auf den Reichtum der Mutter Erde an Gold soll man überhaupt sehr vorsichtig sein. Vor kurzem starb der Wiener Geologe Suesz. In den Nekrologen wurde, wie üblich, viel Schmeicheles über ihn gesagt, dagegen wurde verschwiegen, daß er in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts der Abgott der Bimetallisten war und schließlich schmachliches Fiasko erlebte. Er hatte nämlich „streng wissenschaftlich“ bewiesen, daß Gold nur im Schwemmland zu finden sei, und da man diese Ablagerungen ziemlich genau kenne, so sei auf große Goldfunde überhaupt nicht mehr zu rechnen. Einige Jahre darauf wurden die reichsten Goldberge in Transvaal gefunden, die die ganze schöne Theorie über den Haufen warfen. Diese Funde bewirkten, daß in den letzten Jahren die jährliche Produktion an Gold über 650 000 Kilogramm beträgt, während es im Jahresfrist 1886—1890 nur rund 170 000 Kilogramm pro Jahr waren. Zieht man in Betracht, daß die bergmännische Erforschung selbst der westeuropäischen Länder recht viel zu wünschen übrig läßt, Rußland nur zum geringen Teil erschlossen ist, Afrika, Australien, große Gebiete Asiens gänzlich unbekannt sind, so muß man zugeben, daß ähnliche Ueberforschungen, wie sie Transvaal bot, noch sehr häufig vorkommen können.

Umso erstaunlicher ist, daß jener Alarmschrei der Handelskammer von Transvaal alsbald zum Ausgangspunkt tiefergründiger Theoretikerei gemacht wurde, über den Einfluß der zu erwartenden Verminderung der Goldproduktion auf die Warenpreise. Das kommt umso überraschender, als eben erst bürgerliche Nationalökonomien, Anhänger der sogenannten Quantitätstheorie, zu beweisen suchten, das Steigen der Warenpreise in den letzten fünfzehn Jahren sei eine Folge der gesteigerten Goldproduktion. Nach dieser einfältigen Theorie steht der Warenmasse die Goldmasse gegenüber bei Austausch; je mehr Gold vorhanden ist, desto mehr wird für die Waren gezahlt, desto teurer werden sie. Jetzt bringt man es tatsächlich fertig, auf Grund jener Alarmlaute einen Goldmangel und daher ein Sinken der Preise in der Zukunft zu prophezeien. Ja, man geht weiter und malt die Gefahr des „Goldmangels“ an die Wand, die die gefährlichsten Folgen für die wirtschaftlichen Zustände herbeiführen kann. Es wird bereits das Gerücht der Bimetallisten von der „zu kurzen Golddecke“ aufgewärmt und in Amerika propagieren geschäftige Leute die Einberufung einer internationalen Kommission, die das Gold seiner Rolle als Wertmaßstab entheben und ein internationales Rechnungsgeld einführen soll.

Nun muß man beachten, daß die Handelskammer für Transvaal jedenfalls besondere Gründe hat, die Aussichten der

Goldproduktion in ungünstigem Lichte zu zeigen. Bekanntlich haben die Grubenarbeiter sich aufgerafft und höhere Löhne gefordert, was schließlich zum Massenstreik führte und zu barbarischen Unterdrückungen der Arbeiterbewegung seitens der Regierung. Um also die „Begehrlichkeit der Arbeiter“ abzuweisen, sucht man die Lage der Goldindustrie möglichst ungünstig hinzustellen, die Rente der Grubenbesitzer als gefährdet zu bezeichnen.

In Wirklichkeit liegen nur folgende Tatsachen zur Beurteilung der Verhältnisse vor: Die Goldproduktion der Welt ist im Jahre 1913 um 2,2 Millionen Pfund Sterling geringer ausgefallen als im Vorjahre (92 062 534 gegen 94 866 653 Pfd. Sterling). Von diesem Minus entfallen rund 1 Million Pfund Sterling auf Transvaal, wo der Grubenbetrieb teilweise stockte. Ferner ist die Produktion in Australien zurückgegangen und in Kalifornien. In beiden Ländern scheint es sich um die Erschöpfung der goldhaltigen Schichten im Schwemmland zu handeln. Auf der andern Seite ist eine Zunahme der Produktion in Westafrika und ganz besonders in Rhodessia zu verzeichnen. Das letzte Land produzierte 1911 für 2 647 804 Pfund Sterling, 1912 für 2 707 368 Pfund Sterling, 1913 für 2 903 267 Pfund Sterling. Es befinden sich hier noch gewaltige Erzvorräte. Da der Rückgang der Produktion in Transvaal durch außergewöhnliche Ereignisse verursacht ist, die mit den natürlichen Bedingungen gar nichts zu tun haben, so ist zu erwarten, daß der Ausfall bald wieder ausgeglichen sein wird. Von einer dauernden Verminderung der Goldgewinnung zu reden, liegt vorläufig ein Grund nicht vor.

Eine andere Frage ist die Verminderung der Rentabilität der Goldgruben. Von verschiedenen Seiten ist behauptet worden, daß diese Rentabilität steigt, daß die Profitrate in der Goldgrubenindustrie außerordentlich hoch ist und infolge der Fortschritte der Technik beständig steigt. Auch von Margiften, so vom Genossen Otto Bauer, wird dies behauptet. Es stimmt indessen nicht. Die Rentabilität einer Goldgrube hängt einzig ab von den Selbstkosten, die dem Unternehmer entstehen. Er hat nämlich den Vorteil, daß sein Produkt einfach Geld ist: das Rohgold kann er zur Münze schaffen, wo ihm aus je einem Kilogramm reinen Goldes 2790 Mark in Goldstücken geprägt werden. Aber die Fortschritte der Technik bewirken, daß nunmehr Erze verarbeitet werden, die sehr arm an Gold sind. In den neunziger Jahren waren in den Gruben Transvaals die Kosten der Verarbeitung einer Tonne Erzes noch 45 bis 50 Schilling, jetzt sind sie herabgedrückt bis auf 18 Schilling. Man hat eben in den Gruben und Pochwerken zum Zerleinern der Erze Maschinen eingeführt, die hervorragendes leisten. Aber während früher Erze nur verarbeitet wurden, wenn sie mindestens 15 Gramm Gold pro Tonne enthielten, verarbeitet man jetzt bereits solche, die nur 6 Gramm enthalten. Dabei sinkt dann freilich die Profitrate, da die Kosten pro Tonne Erz sinken, aber die Kosten pro Kilogramm Gold steigen, wenn der Goldgehalt des Erzes verhältnismäßig stärker sinkt, als die Verarbeitungskosten. So konnte die Produktion gewaltig ausgedehnt werden, aber die Profitrate sank. Zwar erzielen jene Gruben, die sehr reichhaltige Erze haben, enorme Gewinne, aber solche Gruben werden rasch erschöpft, es überwiegen die Gruben mit „armen“ Erzen. Dieser Prozeß geht weiter. Solange nämlich die Selbstkosten des Unternehmers weniger als 2790 Mark pro Kilogramm Gold betragen und diese Differenz ausreicht, um das Kapital zu verzinsen, wird weiter produziert.

Bei den Kosten spielen nun die Arbeitslöhne eine große Rolle. Schon die Tatsache, daß man 166 000 Kilogramm Goldstein aus der Tiefe holen und verarbeiten muß, um ein Kilogramm Gold zu gewinnen, weist darauf hin, daß hier eine Unmenge Arbeitskraft in Bewegung gesetzt wird. Die Arbeiter sind aber rar in Transvaal: die Eingeborenen scheuen die Grubenarbeit, weil sie dabei haufenweise zu Grunde gehen; bei Versuch chinesische Kulis zu verwenden, ist gescheitert. Es bleibt nur der Ausweg, immer mehr arbeitssparende Maschinen einzuführen, die von weißen Arbeitern bedient werden. Nun sind aber die Lebensbedingungen in diesem Lande so, daß ein Lohn von 500 Mark im Monat nicht ausreicht, um eine Familie zu ernähren. Die Arbeiter müssen also hohen Gelddruck verlangen. Da jammern denn die Unternehmer, daß die Kosten zu sehr steigen und suchen die Löhne zu drücken. Daher der Konflikt, den aber die Arbeiter unter allen Umständen siegreich durchsetzen werden, denn man hat sie zwar verzwangt durch einen infanten Streich der Bothsachen Regierung, aber Streikbrecher hat man nicht gefunden.

Es stimmt also, daß die Kosten pro Kilogramm Gold steigen und die Profitrate zurückgeht. Das äußert sich auch darin, daß die Kurse der Aktien der Goldgruben in den letzten Jahren sinken. Doch hindert das nicht, daß auch für die nächste Zeit noch die Goldproduktion ausgedehnt werden dürfte, denn Erze, die den Abbau lohnen, gibt es vorläufig noch in Hülle und Fülle.

Allerdings wächst auch der Bedarf an Gold. In dem Maße als immer neue Länder in den Strudel der kapitalistischen Wirtschaft hineingerissen werden, von der Naturwirtschaft zur Geldwirtschaft übergehen, wächst auch der Bedarf an Gold als Zahlungsmittel. Aber auf der anderen Seite entwickelt sich auch immer mehr der Kreditverkehr, der das Gold entbehren läßt, durch Papiere, die bloße Anweisungen auf Gold sind, ersetzt.

Die einzige Veränderung, die sich bemerkbar macht, ist also ein Sinken der Profitrate in der Goldgewinnungsindustrie. Das hat für die Kapitalisten, die ihr Kapital in Aktien der Goldgruben angelegt haben, recht unangenehme Folgen. Aber für die Weltwirtschaft ist es vorläufig von geringer Bedeutung. Das Steigen der Preise in den letzten Jahren ist jedenfalls nicht durch die Veränderungen des Goldwertes und nicht durch die Zunahme der Goldproduktion verursacht, und wenn wirklich in absehbarer Zeit eine Verringerung der Goldproduktion eintreten sollte, was vorläufig noch keineswegs sicher ist, so dürfte das ebensowenig auf die Preisgestaltung einwirken. Das Gerücht von dem drohenden Goldmangel kann man auf sich beruhen lassen.

Zeugen gesucht! Meldet Euch!

Die Genossin Rosa Luxemburg ist angeklagt worden, weil sie sich in Freiburg in einer Versammlung über Soldatenmißhandlungen geäußert hatte.

Der Vorwärts veröffentlichte ein einen bekannten Lied nachgebildetes Soldatenlied, das der traurigen, bitteren Stimmung eines Soldaten Ausdruck gibt.

Der Vorwärts gab einen Soldatenbrief wieder, den unser Mannheimer Parteiblatt vor kurzem veröffentlicht hat, und bezeichnete das Erlebnis des jungen Soldaten als typisch für das Kasernenleben. Beide Artikel des Vorwärts und die Rede der Genossin Luxemburg sind wegen angeblicher Beleidigung sämtlicher Offiziere und Unteroffiziere der preussischen Armee angeschuldigt. Den Angeklagten ist nachgesagt, sie hätten nicht nachweislich wahre Tatsachen behauptet, die auf die Offiziere und Unteroffiziere angeblich ein schlechtes Licht werfen sollen. Den Strafantrag stellte der Kriegsminister, und es ist notwendig, diesem Herren zu seinem vollen Recht zu verhelfen.

Um alle ehemaligen Soldaten, deren Mißhandlungen Gegenstand einer militärgerichtlichen Verhandlung gewesen, ergeht deshalb die Aufforderung, unverzüglich Ihre jetzigen Adressen der Redaktion des Vorwärts, Berlin, Lindenstraße 63, mitzuteilen. Ebenso müssen die Opfer und Zeugen von Mißhandlungen, die nicht zur militärgerichtlichen Aburteilung gekommen sind, sich bei der Redaktion des Vorwärts, Berlin, Lindenstraße 63, melden!

Der Kriegsminister will, daß die volle Wahrheit gerichtlich aufgeklärt wird! Tut dem Herrn diesen Gefallen und tragt zur rückhaltlosen und wahrheitsgemäßen Aufklärung des Tatbestandes unparteiisch bei!

Kein Ministerium Viviani — ein Ministerium Delcassé.

Herrn Viviani, dem Radikalen, ist es nicht gelungen, ein Ministerium zu bilden. Unter den von ihm vorgelegenen Mitgliedern des Kabinetts befanden sich als Arbeitsminister Godant und als Staatssekretär der schönen Künste Bonfot, der Chefredakteur des Radical. Beide sind entschiedene Anhänger einer deutsch-französischen Verständigungspolitik; beide sind entschiedene Gegner der dreijährigen Dienstzeit.

Viviani veranlaßte nun die von ihm als Minister vorgelegenen Herren zu einer Besprechung und setzte ihnen das Programm auseinander, das er in der Deputiertenkammer entwickeln wollte. Viviani wollte eine Regierungserklärung abgeben, in der er sich bereit erklärte, sich mit der Frage der besten Ausnützung der Reserve und der Organisation der militärischen Jugendorganisation zu beschäftigen. Aber man müsse darin erst wertvolle Erfahrungen sammeln und abwarten, was einige Jahrgänge von so vorgebildeten jungen Leuten eine gewisse Zeit hindurch leisteten. Ferner müsse man die Verfürgung der Dienstzeit von einer Veränderung der auswärtigen Lage abhängig machen. Darauf er-

Karten Cobden und Ponsot, daß ihnen diese Formel zu eng erschien. Insbesondere wandten sie sich dagegen, daß die Befürzung der Dienstzeit erst von einer Veränderung der auswärtigen Lage abhängig gemacht werde. Dem Abgeordneten, die von der Notwendigkeit der Rückkehr zur zweijährigen Dienstzeit überzeugt seien, würden dadurch nicht befriedigt und sie verlangten im Namen der Großen radikalen Partei die strikte Durchföhrung des Programms von Bau. Das Programm der radikalen Partei, das die bewaffnete Nation als das der Kaiserarmee überlegene System ansieht. Deshalb müsse die Militärreform unabhängig von der Lage der auswärtigen Politik gefordert werden. Diese Forderung wurde von Moulans und den meisten anderen Anwesenden bekämpft. Moulans erklärte darauf, daß der Austritt von Cobden und Ponsot ihn die Bildung eines Ministeriums unmöglich mache. Ein Teil der Radikalen würde in Opposition zu ihm treten, was er vermeiden wolle.

Dann beauftragte der Präsident der französischen Republik, Herr Poincaré, den „gemäßigten“ Herrn Delcassé damit, ein Ministerium zu bilden. Herr Delcassé ist enischledener Anhänger der dreijährigen Dienstzeit. Wenn es ihm überhaupt gelingt, wird dies nur dadurch möglich, daß die offenen Reaktionsäre aller Schattierungen sein Ministerium unterstützen. Sicher ist, daß außer den Sozialisten auch die Radikalen und alle einigermaßen links stehenden Abgeordneten das Ministerium Delcassé zu stürzen versuchen würden.

Die russische Regierung hat angedeutet, daß sie aus dem Zweibund austreten würde, wenn Frankreich die zweijährige Dienstzeit wieder einführen würde.

Unseren französischen Genossen stehen jedenfalls heftige Kämpfe bevor.

Wie wir nach Durchlegung des obigen Artikels erfahren, lehnte Delcassé die Bildung eines Ministeriums ab. Herr Poincaré beauftragte darauf Herrn Ribot, einen Reaktionsär von gleichem Schlage wie Delcassé, mit der Bildung des Ministeriums. Herr Ribot will im Laufe des Montag antworten, ob er die Kabinettsbildung zu übernehmen gedenkt.

Politische Tagesübersicht Deutschland

Berlin, 8. Juni. Am Dienstag findet im Reichsamt des Innern eine Vorbesprechung über die zu veranstaltende Kleinhandelsenquête statt, wozu fünf Reichs-, fünf Landtagsabgeordnete, Vertreter des Deutschen Handelstages und fünf erwählte Vertreter anderer wirtschaftlicher Körperschaften eingeladen sind. Bei der Besprechung werden laut Lokal-Anzeiger zunächst die mannigfachen Schwierigkeiten zu erörtern sein, die sich der Veranstaltung der Kleinhandelsenquête im Hinblick auf den Umfang des Arbeitsgebietes entgegenstellen. Es wird ferner zu prüfen sein, ob von der Enquete den Erwartungen entsprechende Ergebnisse zu erreichen sein dürften.

Der nächste Parteitag der Fortschrittlichen Volkspartei wird vom 11. bis zum 14. September in Eisenach stattfinden.

Drehprozeß gegen ein Blatt der elsass-lothringischen Zentrumspartei. Wegen Verleumdung des Generalmajors Rausch, des Kommandeurs der 66. Infanteriebrigade, verurteilte die Strafkammer des Landgerichts in Metz am Sonnabend den politischen Direktor der Zeitung Lorraine, Ehrenobmann Collin, und den Chefredakteur, desselben Blattes, Houperl, zu 300 Mark Geldstrafe und den Kosten des Verfahrens. Die Verleumdung war in einem Artikel des Lorraine betitelt: Wie man germanisiert, erlöst worden. Es hieß darin, daß ein General, — womit nur Generalmajor Rausch gemeint sein konnte — bei der Besichtigung eines ihm vorgeführten Pferdes Kinder, die an der Mofel spielten, und junge Leute mit Aus-

drücken wie „Franzosenpud!“ „Franzosensoß!“ angefahren hätte und sie vom Plage hätte lagern wollen. Dem Strafuntersuchung des Generalmajors Rausch hatte sich der Kommandierende General des 16. Armeekorps als Nebenkläger angegeschlossen. Die Angeklagten haben den Wahrheitsbeweis nicht angetreten.

Leider kein Strafverfahren gegen Liebknecht und dem Fortschritt? Vor einigen Tagen wurde in der Braunschweigischen Landeszeitung ein Strafverfahren gegen den Genossen Karl Liebknecht und gegen den verantwortlichen Redakteur des Nordwärts in der Angelegenheit des Liteschmieders ungenügend. Bisher ist aber keiner der angeblich Angeklagten in der Sache vernommen oder auch nur vorgeladen worden. Es wäre schade, wenn der prophezeigte Prozeß unterbliebe. Die „Beschuldigten“ hatten sich schon so sehr darauf gefreut.

Italien

Ungelegliches Versammlungsverbot und brutales Vorgehen der Polizei. In Ancona wollten die Republikaner und Anarchisten am Sonntag eine Protestversammlung gegen die Strafkompagnien im Heere veranstalten. Die Versammlung sollte zu gleicher Zeit wie die Truppenchau stattfinden, wurde aber von der Polizei rechtswidrig verboten! Nachmittags kamen an dem Vereinshaus der republikanischen Partei in der Villa rossa 300 Anarchisten und Republikaner zusammen, um gegen das Verbot zu protestieren. Als sie sich nach der Versammlung nach dem römischen Platz begeben wollten, wo Konzert stattfand, kam es zu Zusammenstößen mit der Polizei. Hierbei wurden nach dem Giornale d'Italia zwei Demonstranten durch Revolvergeschüsse der Polizei getötet, mehrere verhaftet. 17 Polizeibeamte wurden durch Steinwürfe verletzt.

Danziger Nachrichten

Gemeinde, Reich und Staat

Den Herren im Danziger Rathause zur freundlichen Beachtung gewidmet.

Das Gemeindegewesen in Deutschland erfährt seit Gründung des Reichs eine stetig wachsende Belastung dadurch, daß ihm Geschäfte zur unentgeltlichen Erledigung seitens des Reichs und des Staats überwiesen werden. Es handelt sich da hauptsächlich um die Bearbeitung der Militärangelegenheiten, die Mitwirkung bei der Durchführung der Reichsverfassungsgesetzgebung und des Versicherungsgesetzes für Angestellte, die Führung der Geschäfte des Anwalts durch den Bürgermeister, die Errichtung und Unterhaltung der Gewerbe- und Kaufmannsgerichte, die Aufstellung der Schöffen- und Geschworenenlisten, das Ständesamt, Reichstag- und Landtagswahlen, die Volkszählungen, Viehzählungen, Berufs- und Gewerbezählungen sowie die sonstigen zahllosen staatsrechtlichen Feststellungen aller Art, die Mitwirkung bei der Veranlagung und Erhebung der Staatssteuern, die Erledigung der sonstigen, von den verschiedensten Behörden eingehenden Ersuchen und endlich das kostspieligste: die Polizeiverwaltung.

Es ist ohne weiteres klar, daß durch diese vielfachen Geschäfte für Reich und Staat die Gemeinden gezwungen sind, mehr Beamte anzustellen, und ihre Bureauräume zu vermehren und zu vergrößern, sich also einer dauernden Mehrbelastung zu unterwerfen, die für viele Gemeinden als eine sehr empfindliche erachtet werden muß, besonders für solche, die sowieso in schwierigen oder ungünstigen finanziellen Verhältnissen sich befinden. Schon vor Jahren haben einzelne Gemeinden lebhaft Klage über diese Belastung erhoben. Und dem Reichstage ging in seiner letzten Session eine (nicht erledigte) Petition des Reichsverbandes deutscher Städte zu, die hinausrief auf das Verlangen, nicht so sehr von der Erledigung von Staatsgeschäften befreit zu werden, als für diese Erledigung ein Entgelt zu bekommen.

Das Reich kann auf diesem Gebiete natürlich nicht eingreifen in Fragen, welche unter die Zuständigkeit der Einzelstaaten fallen; seine Zuständigkeit beschränkt sich auf diejenigen Punkte, welche die Gesetzgebung des Reichs betreffen. Und da steht in erster Linie die sozialpolitische. Daß für deren Durchführung die Gemeinden sehr stark in Anspruch genommen werden, ist nicht zu bestreiten. Speziell durch diese Gesetzgebung hat die kommunale Tätigkeit in den letzten Jahrzehnten, insbesondere in den großen Städten, eine außerordentliche Aufwärtsbewegung erfahren, die selbstverständlich ein entsprechend starkes Anschwellen des Gemeindebedarfs mit sich gebracht hat. Die Wittivirkung der Gemeinden bei der Durchführung der Arbeiterversicherung ist durch die Reichsversicherungsordnung neu geregelt worden.

Was die Gemeinden jetzt nach Maßgabe der bestehenden Gesetze auf sozialpolitischem Gebiete zu leisten haben, umfaßt erst die Anfänge aller der großen sozialpolitischen Aufgaben, zu denen sie im Interesse der gemeinen Wohlfahrt reichsgefehrlich verpflichtet werden müssen. Zu diesen Aufgaben gehört zum Beispiel wesentlich mit eine gute öffentliche Gesundheitspflege im umfassenden Sinne des Wortes, die Wohnungsfürsorge usw. Es gibt nicht einen einzigen Punkt der Sozialreform, dem ohne organische Mitwirkung der Gemeinden genügt werden könnte. Deshalb ist die Frage der Teilung der sozialpolitischen Aufgaben zwischen Reich und Staat einerseits und der Gemeinde andererseits von sehr großer grundsätzlicher und praktischer Bedeutung. Es ist ein durchaus gesunder, wirklich kultureller Zug der Entwicklung, der dahin führt, daß mehr und mehr ein ganz neues kommunales System, der Municipal-Sozialismus, der in England und Frankreich schon von der größten Bedeutung geworden ist, auch in Deutschland sich herausgestaltet. Die Sozialpolitik des Reichs und des Staates hat noch eine große Entwicklung vor sich. Dieser Entwicklung muß die Gemeinde sich anpassen, sich ihr eingliedern. Da, wir schreiben ihr darüber hinaus sogar die Aufgabe zu, beizufolgen und zu wirken, Reich und Staat auf dem Gebiete der sozialpolitischen Reformen vorwärts zu drängen.

Tritt man aber der Frage der sozialreformatorischen Mitwirkung der Gemeinde vorurteilsfrei und objektiv näher, so gelangt man vor ein gewaltiges Hindernis. Und dieses Hindernis bilden die Gemeindeverfassungen in ihrer teils geradezu unerhörten Rückständigkeit, für die der Staat verantwortlich zu machen ist. Diese Verfassungen sind völlig unvereinbar mit dem an sich durchaus richtigen Prinzip des sozialpolitischen Zusammenwirkens von Reich, Staat und Gemeinde.

Das Verhältnis der Gemeinde zum Staate, wie eine rücksichtslose und bössartige Reaktionspolitik es gestaltet hat, ist ein grundverfehrtes. Unerlässliche Voraussetzung für ein erfolgreiches kommunalpolitisches Wirken ist die wirkliche Selbstverwaltung der Gemeinde auf der Basis des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts. Eine solche Selbstverwaltung aber gibt es im Reiche nirgends. Die Gemeinde ist der Staatsgewalt in einem Maße untergeordnet, daß, besonders in Preußen, von Gemeindeautonomie keine Rede sein kann. Man betreibt die absolute Identifizierung der Gemeinde mit dem Staate und betrachtet die Gemeinde nur als Staatsanstalt. Alle kommunale Tätigkeit wird von der staatlichen Bureaucratie überwacht und bevormundet. Wenn es auch richtig ist, daß die Gemeinde durch den Staat „Recht und Inhalt ihres Lebens empfängt“, so kommt es doch darauf an, wie dieses Recht und dieser Inhalt beschaffen sind. Im modernen Staat kommt nach Schaffers treffendem Urteile der Gemeinde eine doppelte Bedeutung zu, nämlich die eines vielseitig in Anspruch genommenen Hilfsorgans der Staatsgewalt für die lokale Durchführung von Staatszwecken und in den Fragen des öffentlichen Rechts selbständig wirkenden einheitlichen Willens- und Machtorgans der lokalen Selbstregierung, Selbstgesetzgebung und Selbstverwaltung für gemeinsame Zwecke der Selbsterhaltung.

Es ist eine völlige Verkennung und grobliche Mißachtung des Wesens der Gemeinde, sie als Staatsanstalt und ihre Verwaltung als Dienstmagd der Staatsanwaltschaft zu behandeln. Diese Anschauung und Praxis hat schon in den vierziger

Die Götter dürsten

Roman aus der französischen Revolution von Anatole France

„Er hatte eine Verbrecherfacel!“ erwiderte der Bürger Blaise. „Ich habe ihn hier in diesem Laden entlarvt, zu einer Zeit, wo keine blutdürstigen Instinkte noch nicht hervorgetreten. Er hat es mit mir verziehen. . . . Ho! das war 'ne Kanaille!“

„Der arme Kerl! Er meinte es ehrlich. Die Fanatiker haben ihm den Kopf verdreht!“

„Sie wollen ihn doch hoffentlich nicht verteidigen“, Demohis? . . . Er ist nicht zu verteidigen.“

„Rein, Bürger Blaise, er ist nicht zu verteidigen.“

Und der Bürger Blaise klopfte dem schönen Demohis auf die Schulter.

Die Zeiten haben sich geändert. Jetzt, wo der Konsent die Geschickten zurückruft, kann man Sie ruhig „Barbarou“ nennen. . . . Da fällt mir ein, Demohis, sehen Sie mir doch ein Bild der Charlotte Corday.“

Eine große und schöne Frauengestalt, brünett und in Pelze gehüllt, betrat den Laden und nickte dem Bürger Blaise diskret und vertraulich zu. Es war Julie Gamelin; doch diesen Namen der Schande trug sie nicht mehr; sie nannte sich „Witwe Chaffagne“ und trug unter ihrem Mantel eine rote Tunika, zum Andenken an die roten Hemden der Schreckenszeit.

Julie hatte gegen Coaritis Geliebte anfangs Abneigung empfunden; alles, was mit ihrem Bruder zusammenhing, war ihr verhaßt. Doch die Bürgerin Blaise hatte die unglückliche Mutter noch Coaritis Tode in einer Dachstube ihres Hauses zum „Amor als Mater“ untergebracht, und auch Julie hatte dort anfangs ihre Zuflucht gesucht, bis sie wieder eine Stellung in dem Modeschäft in der Rue des Lombards fand. Ihr kurzes Haar „à la vicome“, ihre aristokratische Miene und ihre Trauer wandten ihr die Interessen der goldenen Jugend zu. Jean Blaise, mit dem die Thèvenin halb gebrochen hatte, bewarb sich um sie und sie nahm seine Werbung an. Troßdem trug sie mit Vorliebe Männerkleider wie in der Schreckenszeit:

sie ließ sich einen schönen Supperanzug machen und ging oft, einen riesigen Stoa in der Hand, mit einem Modeschäuflein in ein Wirtshaus Sévres oder Meudon zum Nachessen. Untröstlich über den Tod des jungen Edelmannes, dessen Namen sie trug, fand die männliche Julie in ihrer Trübsal keinen anderen Trost als die But, und wenn sie Jakobinern begegnete, so hegte sie die Passionen gegen sie auf und schrie: „Zum Tode mit ihnen!“ Für ihre Mutter behielt sie wenig Zeit übrig. Die sah jetzt allein in ihrem Stübchen und betete den ganzen Tag ihren Rosenkranz. Der tragische Tod ihres Sohnes hatte sie so niedergeschmettert, daß sie den Stachel des Schmerzes nicht fühlte. Keine war Clodies treue Gefährtin geworden, die sich mit ihren Stiefmüttern offenbar gut vertrug.

„Wo ist Clodie?“ fragte die Bürgerin Chaffagne.

Jean Blaise judte die Achseln; es war bei ihm Prinzip, dies nie zu wissen.

Julie kam, sie abzuholen um die Thèvenin in Monceaux zu besuchen, wo die Schauspielerin ein Häuschen mit einem englischen Garten bewohnte.

Im Conciiergefängnis hatte die Thèvenin die Bekanntheit eines großen Armeelieferanten, des Bürgers Montfort, gemacht. Auf Bitten von Jean Blaise war sie aus dem Gefängnis freigelassen worden und hatte ihrerseits die Befreiung des Bürgers Montfort durchgesetzt. Sobald dieser in Freiheit war, lieferte er den Truppen Proviant und spezialisierte in Grundstücken des Stadtviertels der Pépinière. Ledoux, Olivier und Bailly bauten hübsche Häuser darauf, und binnen drei Monaten hatte das Terrain den dreifachen Wert. Seit dem Gefängnis war Montfort der Liebhaber der Thèvenin; er schenkte ihr ein kleines Haus in der Nähe von Livoli und der Rue du Rocher, das sehr teuer war, ihm aber nichts kostete, da der Verkauf der anstoßenden Grundstücke ihm den Preis schon dreifach vergütet hatte. Jean Blaise war ein galanter Mann. Er meinte, man müsse das dulden, was man nicht hindern kann, und trat die Thèvenin an Montfort ab, ohne mit ihr zu brechen.

Nur nachdem Julie den „Amor als Mater“ betreten hatte, erschien Clodie in voller Toilette im Laden. Troß der Kälte trug sie unter ihrem Mantel nur ein weißes Kleid auf

blohem Leibe. Ihr Gesicht war blässer geworden, ihre Taille schlanker, ihre Augen blieten schwachend, und ihr ganzes Wesen atmete Wollust.

Die beiden Frauen gingen zur Thèvenin, die sie erwartete. Demohis schloß sich ihnen an; die Schauspielerin pflegte ihn über die Aus schmückung ihres Hauses um Rat zu fragen, und er liebte Clodie, die in diesem Augenblick mehr als halb entschlossen war, ihn nicht länger leiden zu lassen. Als die beiden Frauen bei Monceaux vorbeikamen, wo die auf dem Revolutionsplatz hingerrichteten unter einer Kalkschicht beerdigt lagen, sagte Julie:

„Während der Kälte ist's gut so. Aber im Frühjahr werden die Ausdünstungen dieses Bodens die halbe Stadt verpesten. . . .“

Die Thèvenin empfing ihre beiden Freundinnen in einem antiken Salon, dessen Kanapees und Lehnstühle von David entworfen waren. Römische Flachreliefs, in Grisaille-Malerei nachgeahmt, prangten an den Wänden über Statuen, Büsten und in Bronze gemalten Kandelabern. Sie trug eine strohblonde Lockenperücke. Perücken machten damals Furore; man gab sechs, zwölf, ja achtzehn zur Aussteuer mit. Ein Kleid „à la cyprienne“ legte sich eng um ihre schlaffe Figur.

Sie warf sich einen Mantel über die Schultern und führte ihre Freundinnen und den Kupferstecher in den Garten, den Ledoux ihr entwarf, der aber bisher nur ein Chaos von kahlen Bäumen und Stuck war. Immerhin zeigte sie schon die Fingalsgroite, eine gotische Kapelle mit einer Glocke, einen Tempel, einen Gießbach.

„Dort“, sagte sie, auf eine Gruppe von Fichten deutend, „möchte ich ein Denkmal zur Erinnerung an den unglücklichen Brotteuz des Vettes errichten. Sch war ihm nicht gleichgültig. Er war ein lebenswürdiger Mann. Die Ungeheuer haben ihn erwürgt; ich habe ihn beweint. Demohis, gehen Sie mir doch eine Urne auf einer Stange.“ Und fast unmittelbar jetzt sie hinzu: „Es ist zum Verzweifeln. . . . Diese Woche wolle ich einen Ball geben. Aber alle Musikanten sind schon für drei Wochen bestellt. Bei der Bürgerin Tallien ist allabendlich Ball.“

Aus Westpreußen

Achter Jahresbericht

sozialdemokratischen Partei Westpreußens

(April 1913 bis März 1914.)

IV.

Abrechnung der Provinzkasse.

Einnahme:

Table with 2 columns: Description and Amount. Includes items like 'Kassenbestand am 1. April 1913' and 'Beiträge der Wahlkreise'.

Summa 18082,07 Mark

Ausgabe:

Table with 2 columns: Description and Amount. Includes items like 'Allgemeine Agitation', 'Strafen und Prozeßkosten', 'Verwaltungskosten'.

Summa 18082,07 Mark

Geprüft und für richtig befunden.

Danzig, den 30. April 1914.

Julius Gehl.

Eugen Sellin.

Der Kassenbericht ist die Zusammenfassung der Abrechnungen des Provinzvorstandes vom 2., 3. und 4. Quartal 1913 und vom 1. Quartal 1914.

Abrechnung über den Maimaisersfonds. Prov. Westpreußen.

Maimarken-Ertrag.

Einnahme:

Table with 3 columns: Location, Year, and Amount. Lists contributions from various locations like Graudenz, Danzig, Elbing, etc.

Einnahme 697,65 Mark

Ausgabe:

Table with 2 columns: Description and Amount. Includes 'Für Anfertigung der Maimarken' and 'Posto'.

Bilanz:

Table with 2 columns: Description and Amount. Includes 'Einnahme' and 'Bestand vom 31. März 1913'.

Table with 2 columns: Description and Amount. Includes 'Ausgabe' and 'Bestand am 31. März 1914'.

Danzig, den 30. April 1914.

Eugen Sellin.

Maisfeier.

Die Maisfeier fiel auf einen Himmelfahrtstag. Ueberall, wo die Genossen irgendwelche Veranstaltungen getroffen hatten, waren sie gut besucht.

In Danzig genehmigte die Behörde einen Maimumzug mit Musik nach Herbude, einem Vorort von Danzig, wo das eigentliche Maisfest abgehalten wurde, das von etwa 10 000 Personen besucht war.

Wanderbibliothek.

Die Maisfeier 1913 fiel auf einen Himmelfahrtstag. Ueberall, scheidene Ortsvereine verhandelt werden. Wenn nicht alle Nachfragen nach Büchertiteln befriedigt werden konnten, so liegt es daran, daß unser Bücherbestand sich nur langsam vermehrt und in manchen Orten nicht die genügende Sorgfalt auf die Verwaltung und Ausgabe der Bücher vorhanden ist.

Die meisten Ortsvereine haben die Ausgabe und Ablieferung der Bücher prompt erledigt, so sollte es auch überall sein.

Elbing-Marienburg

Parteitag für Westpreußen

in Elbing am 14. Juni 1914.

Tagesordnung:

- 1. Politische Rückblicke und Ausblicke. Referent Genosse Adolf Bartel.
2. Bericht des Provinzvorstandes. Referent Genosse Julius Gehl.
3. Die Presse. Referent Genosse Anton Fooker.
4. Bildungsbewegungen und Jugendbewegung. Referent Genosse Ben.
5. Anträge.

Antrag zur Presse.

Elbing.

Für Elbing hat die Redaktion mindestens 150 Zeilen für den lokalen Teil zu reservieren.

Anträge auf Abänderung des Statuts.

Elbing.

Die Provinzkommission ist so zusammenzusetzen, daß ein Mitglied der Parteiorganisation Elbing-Marienburg in ihr Sitz und Stimme hat.

Provinzvorstand.

Berichtserstattung. § 5. Alljährlich erstattet der Provinzvorstand einen schriftlichen Tätigkeitsbericht. Das Geschäftsjahr läuft vom 1. April bis zum 31. März.

Provinzialparteitag. § 9. Mindestens alle zwei Jahre findet ein Provinzialparteitag statt. Zur Teilnahme an ihm sind berechtigt:

- 1. Die Delegierten der Partei aus den einzelnen Wahlkreisen. Die Wahl der Delegierten erfolgt nach Maßgabe der Mitgliederzahl. Es können gewählt werden: in Wahlkreisen bis zu 100 Mitgliedern ein Delegierter, bis 200 zwei, bis 300 drei, bis 600 vier, bis 1000 fünf, über 1000 für je 200 ein Delegierter. Die Vertretung richtet sich nach der vom Provinzvorstand auf Grund der an ihn für das letzte Quartal abgeführten Beiträge festgestellten Mitgliederzahl.

In Wahlkreisen, wo mehrere Ortsvereine bestehen, sind diese vom Wahlkreisvorstand in so viel Wahlbezirke zusammenzusetzen, als Delegierte zu wählen sind. Jedem Wahlbezirk steht ein Delegierter zu. In Wahlkreisen, wo mehrere Ortsvereine bestehen, aber kein einheitlicher Wahlkreisverein vorhanden ist, wählen die einzelnen Ortsvereine die auf ihre Mitgliederzahl entfallenden Delegierten.

Sind mehrere Delegierte zu wählen, so soll unter den Delegierten möglichst eine Genossin sein.

Die Kosten für die Delegierten tragen die Wahlkreisevereine. Auf Antrag kann der Provinzvorstand die Kosten für einen Delegierten solcher Wahlkreisevereine übernehmen, die nicht imstande sind, die Kosten zu tragen.

Vollzug. § 19. Der Vorstand leitet die gesamten Parteiarbeiten im Orte im Auftrage des Wahlkreisvorstandes.

Generalversammlung. § 23. Die Generalversammlung beruft und leitet der Ortsvereinsvorstand nach vorheriger Vereinbarung mit dem Wahlkreisvorstand; sie bestimmt ihre Geschäftsordnung und stellt ihre Tagesordnung im Einverständnis mit dem Wahlkreisvorstand fest.

Die Generalversammlung entscheidet nur über Fragen, welche die Interessen des Ortsvereins betreffen.

Sonstige Anträge.

Thorn.

Der Provinzvorstand wird beauftragt, eine Statistik aufzunehmen und festzustellen, aus was für Mitglieder der Gewerkschaften sich die einzelnen Parteivereine zusammensetzen.

Kleines Feuilleton

In der Morgenfrühe.*)

Ein klarer Meismorgen. Goldfunkelnd ist die Sonne heraufgeklungen. Die Erde ist strahlend, wie eine junge Braut, geschmückt. Die Wipfel der Linden und Ulmen, der Ahorn und Kastanien, Birken und Weiden in den Anlagen des Hofstennis wehen sich im frischen Morgenwinde und über ihnen fliegen die Vögel durch die Luft, hoch in die grenzenlose Höhe.

Die Stadt erwacht. Still eilen die dauerbarsten der Spieler und Zecher dem Heim zu, still und mit etwas Scheln vor den nachsten Stunden; und was die Nacht in verschwiegenen Gemächern zugebracht, das sucht jetzt so unbemerkt wie möglich an seinen Platz zu kommen. Die Straßenbahnen raseln vollbesetzt ihre Schienenwege, die Vorortzüge laufen in schneller Folge von Bahnhof zu Bahnhof, die Hochbahn gleitet rappend hinüber und herüber. In diesen Minuten wägen sich die Menschen aus den Türen der Bahnhöfe und streben, sich schnell verteilend, den Arbeitsplätzen zu. Milchverkäufer rattern mit ihren Karren über das Pflaster, Brotleute eilen von Haus zu Haus. Und über all dem neuerwachten nächtlichen Lärm funkelt das Licht dieses jungen Montagmorgens. Und jedes Auge freut sich des Glanzes. Mag es schon in einer Viertelstunde nur noch den nüchternen Fabrikkauf sehen, oder den halb dunkeln Kaffeehaus, oder das Warenregister, die Kassenzettel, das Zeichenbrett und die Reichschiene — jetzt freut es sich des blühenden, strahlenden Lebens, und durch das Auge dringt ein Frühlings des verheißenden Glanzes in das Innere und hält dort während der langen Stunden schweren Schaffens den Glauben an das Leben aufrecht, an das Leben, das Licht und die Freude.

Tausende, Sehtausende eilen so in der Morgenfrühe zur Stadt, zum Hofen, zu den Werften, hierhin und dorthin.

Wie ganz anders wären ihre Gedanken, wenn sie wüßten, was sich, wenige Minuten von ihnen entfernt, unter dem gleichen leuchtenden Himmel, beim Wehen des gleichen Morgenwindes abspielt.

Ein mit hohen Mauern umwehrter Hof. In seiner Mitte ein festes Brettergerüst, darauf ein plumper hölzerner Block, an der Seite ein länglicher, flacher Behälter, mit schwarzem Tuch überdeckt. Erst ist noch alles still und leer. In dem hohen Gebäude an der Seite mit den vielen regelmäßigen Fenstern rührt sich noch nichts. Nur hin und wieder tönt ein verlorenes Klirren daraus. Dann kommen einige Personen, vier oder fünf weißgekleidete Frauen: sie halten sich in einem Winkel des Hofes

zusammen. Dann poltert es von harten Tritten. Schulkleute, sechzehn oder zwanzig ihrer Zahl, kommen aus dem dunkeln Tor auf den Hof. Dann einige Herren in Gehrocken und in schwarzen Anzügen. Plötzlich läßt eine Glocke hell zu läuten an. Da ordnet sich wie mit einem Zauberschlage das Ganze. Die Schulkleute formieren sich vor dem Gerüst zu einem Spalier. Der Herr in der schwarzen Anzügen hantiert nervös mit einer Uhr. Aus dem dunkeln Tor kommt eine Gruppe, die etwas stolpernd, aber schnell zu dem Gerüst in der Mitte des Hofes geht. Die Glocke läutet fort und der Herr in der schwarzen Anzügen und mit der gelblichen Uhr spricht etwas, mit nervöser Hast und darum etwas stockend.

Von den Wallanlagen her kommt mit einem leichten Stoß des Frühwindes eine Drossel, legt sich auf die Mauer, weht ihren hellen Schnabel und zwitschert. Da blinzelt auf dem Gerüst etwas Silber durch die Luft: die Drossel fliegt davon.

Der Gerechtheit ist Genüge getan, der Raubmörder Albers ist heute, Mittwoch, morgens um sieben Uhr, hingerichtet.

Der Senat der Freien Stadt Hamburg hat geglaubt, der Gerechtheit freien Lauf lassen zu müssen und hat das Gnaden-gesuch abgelehnt. Albers hat eine viehisch rohe Tat begangen. Um Geld zum Ankauf eines Hausstandes zu erhalten, hat er eine bejahrte Frau erschlagen und beraubt; kaufte dann auch gemeinsam mit seiner ahnungslosen Braut den Hausstand zusammen, alles mit einer erstaunlichen Gemütsruhe, die hier der Maßstab seiner Gemütsruhe ist. Das war viehisch roh, gemein und schrecklich. Ganz gewiß. Trotzdem sagen wir heute, man der Körper des Mörders noch kaum kalt ist: Fort mit der Todesstrafe!

Aber die Tat? Auge um Auge! Zahn um Zahn!

Nicht um die Mörder zu schütten, wollen wir die Todesstrafe abschaffen, sondern unsertwegen, der Menschheit wegen. Wir wollen sie nicht mehr aussprechen und nicht mehr ausüben; wir wollen in unserm Innern nicht mehr all das Furchterliche und Grausame miterleben, das jedem Menschen mit kultiviertem Denken vor dem inneren Auge steht, sobald er von einem Todesurteil, von einer Hinrichtung liest oder hört. Wir wollen nicht mehr, wenn uns nachts die Unrast des Lebens den Schlaf verlagert und wir die Herrschaft über unsere Phantasie verlieren, durch all die Schände und Abgründe der feillichen Märtern jagen, in die uns der Gedanke an den Mörder und seine Strafe hineinzwingt. Unserwegen, der Menschheit wegen, rufen wir: Fort mit der Todesstrafe!

Nichts kann die Opfer des Mörders wieder zum Leben zurückführen, kein Geld, kein Schatz, kein Scherkerhaufen, kein Rad, kein elektrischer Stuhl. Nur der Mörder kann und soll gestraft werden. Sicherlich. Und muß unschuldig gemacht werden. Aber sollen auch wir darunter leiden? Vergangene

Zeiten machten in der Hinrichtung eine Befriedigung ihres beleidigten Rechtsgefühls sehen, vergangene Zeiten mit weniger ausgebildetem Empfinden; wir Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts sehen hier keine Befriedigung mehr. Wir überspringen mit unserm gesteigerten Empfindungsleben die Kaufschuldenhänge und erleben in unserm Leben hundertfach die Qualen des zum Tode Verurteilten, ohne jemals auch nur daran gedacht zu haben, das Leben eines andern anzutasten.

Nicht aus Mitleid mit den Mördern, sondern im Namen aller stark empfindenden Menschen rufen wir: Fort mit der Todesstrafe!

Pfäfferei und Moral.

Bei Gelegenheit der jüngsten Kulturdebatten spielten sich die Bescheidenen und Bescheidenen wieder mal als die eigentlichen Hüter von Moral und Sitte auf. Den konfessionslosen Moralunterricht verwerfen die Diener Gottes und des Kapitals als Teufelswerk. Sozialdemokratische Erziehung verfluchen sie in die Hölle, nur wo der Weihwedel herrscht und die Krone der Junker wie der Industriekapitalisten, da allein soll Moral und Sitte gedeihen. Die Herrschaften meinen natürlich die Moral der bedingungslosen Untermwürdigkeit und die Sitte der Unwissenheit.

Nur schade, daß man bei den Kulturdebatten ganz und gar die Kriminalstatistik vergessen hat. Beweist sie doch, daß in den Domänen der Frommen die Verbrechen gegen die abgestempelte Ordnung und Sitte am üppigsten gedeihen. Das gilt auch von den Kapitalverbrechen, von Mord und Totschlag. Ueber die Zahl der durch diese Verbrechen im Jahre 1912 in Preußen aus dem Leben Geschiedenen gibt gerade jetzt die Statistische Korrespondenz Aufschluß. Im genannten Jahre sind insgesamt 787 Menschen getötet worden (und noch 17 hingerichtet). Unter den Ermordeten und Getöteten waren 269 weibliche Personen. Hätten die Pfaffen und pfäffischen Reaktionen recht, dann müßte dort, wo die Sozialdemokratie am stärksten ist, wo sie auf die Arbeiterschaft den stärksten Einfluß ausübt, die Zahl der Kapitalverbrechen am größten, dort wo die Junker und Aristokraten herrschen, am niedrigsten sein. Das stimmt aber durchaus nicht. Die folgende Aufstellung zeigt das:

Table with 5 columns: Region, Total, Catholics, Protestants, and Other. Lists statistics for Prussia (State), Rheinland, Westfalen, and various police districts.

*) Am letzten Mittwoch in der Frühe wurde in Hamburg der Raubmörder Albers hingerichtet. Das gibt dem Hamburger Echo Anlaß zu folgenden Betrachtungen.

und wie viel Abonnenten der Volkswacht jede Gewerkschaft stellt.

Marienwerber.

Der Parteitag sollte beschließen, dem Wahlverein Studov. Marienwerber größere Geldmittel bereit zu stellen zum Ausbau der hiesigen Wahlkreisorganisation.

Mit dem Eibinger Bahnhofsland haben sich die Stadtverordneten beschäftigt. Das Bahnhofsgebäude stammt noch aus den ersten Zeiten der Ostbahn. Es wurde 1852 erbaut und 1908 ein wenig modernisiert. Mittlerweile hat die Entwicklung Eibings einen riesigen Aufschwung genommen und jeder, der den Sonn- oder Feiertagsverkehr der Station Eibing kennt, weiß auch ein Lied von dem Eibinger Bahnhofsland zu singen. Der Eisenbahnsiskus will von einem Neubau des Bahnhofsgebäudes, der allein Hilfe bringen kann, nichts wissen. Angeblich hat er keinen geeigneten Platz. Da aber die Dinge täglich schlimmer werden, haben sich nun die Stadtverordneten zu einer Eingabe an die Regierung aufgerafft. Hoffentlich werden sie überzeugende und energiegeliche Töne finden, denn der gegenwärtige Zustand ist der zweitgrößten Stadt Westpreußens längst unwürdig und kann einmal zu einem schrecklichen Massenunglück führen.

In der Nähe der Eibinger Eisenbahnbrücke fand ein bedauerlicher Lokomotiv-Unglück. Der dort seit einigen Tagen vor Anker lag.

Unter dem Verdacht des Giftmordes wurde die Arbeiterfrau Emilie Brill aus Marienburg verhaftet. Sie soll der Arbeiterin Kelpin, mit der sie in Streit lebte, Salzsäure in den Schnaps gegossen haben. Beide Frauen waren dem Tode ergeben. Die Kelpin starb an den Folgen der Vergiftung.

Danzig-Land

Herr Staatsanwalt, Sie haben recht.

Welche ging nach der Ostbahn, um für Ruhe zu sorgen, weil dort alles mögliche Volk zusammenströmt.

Staatsanwalt Schneider in der Strafammerung am 25. Januar 1913.

Staatsanwalt und Sozialdemokrat sind in der Regel zwei Gegenpole, die nichts von einander wissen mögen. Dennoch stimmt in Odra auch der letzte Sozialdemokrat rückhaltlos der staatsanwaltschaftlichen Kennzeichnung des bekannten „Ostbahn“-lokales zu. In erschreckender Weise hat die Nachbarschaft unter dem Kadau zu leiden, den Besucher der Ostbahn auf der Straße ausüben. Aus unserer Mappe, die speziell über das Treiben in der Ostbahn angelegt ist, wollen wir nur drei Fälle aus der jüngsten Zeit wiedergeben. In einer Nacht vor den Pfingstfeiertagen kamen zwei Dienstmädchen der kaiserlichen Marine aus dem Lokal. Die beiden Fremdzimmer waren blutjunge Dinger von etwaeht siebzehn oder achtzehn Jahren. Um so abstoßender wirkte der Ignismus, mit dem diese Geschöpfe laut einem ausnahmsweise zügigen Gassenhauer grüßten. Das Benehmen der Mädchen war so frech, daß die beiden Matrosen, die doch sicher auch schon wo anders als zum Konfirmanden-

untertät gegangen sind, sich voll Ekel von ihren Begleiterinnen abwandern. Polizei war nicht vorhanden. — In der Nacht vom 6. zum 7. Juni spielte sich in unmittelbarer Nähe der Ostbahn eine wahre Schlägerei ab. Das geschah morgens in der Zeit von 3 bis 4 Uhr. Sozialdemokraten oder sozialdemokratisch gesinnte Arbeiter waren an dieser sonderbaren Art Sabbatsheiligung nicht beteiligt. Denn diese verkehren aus Prinzip nicht in der Ostbahn. In der Nacht vom 7. zum 8. Juni wurden die Nachbarn der Ostbahn durch Revolverschüsse aus dem Schlafe geweckt. Gott mochte wissen, was der Alkoholgeist wieder einmal anstellt hatte. Begreiflicherweise will die Nachbarschaft mit dem rüden Treiben so wenig als möglich zu tun haben, denn wer sich unter die Träger menden will, freffen die Schwärme. Vor einigen Jahren erhielt beispielsweise das Dienstmädchen eines Odraer Fleischermetzlers einen Schuß in den Oberschenkel. Das Mädchen mußte nach Danzig ins städtische Krankenhaus gebracht werden. Obgleich damals mindestens gefährliche Körperverletzung, wenn nicht gar versuchter Totschlag in Frage kam, ist dies Verbrechen nie zur gerichtlichen Sühne gekommen. Es ist daher keinem Menschen zu verdenken, wenn er mit den Kadaubrüdern nichts zu tun haben mag. Die Polizei sollte aber endlich energisch eingreifen und dafür sorgen, daß die Ordnung nicht so häufig gestört wird, wie das seit der Fall ist. Wie wir hören, beabsichtigen Einwohner von Stadtgebiet sich an die Danziger Polizei zu wenden, um eine Verstärkung der Danziger Polizeiwache zu erbitten, weil die Odraer Polizei die Ruhe nicht zu erhalten vermag. Im allgemeinen ist die Polizei gerade keine beliebte Institution, und darum kennzeichnet auch diese Nachricht die Lage in der Umgebung der Ostbahn zur Genüge.

Stuhm-Marienwerber

Ein Automobil überfuhr in Marienburg zwei Schülerinnen des Lyzeums. Die Mädchen bemerkten das entgegenkommende Auto nicht, weil sie zum Schuhs gegen den Hagel die Regenschirme aufgespannt hatten. Der Chauffeur soll kein Warnungssignal gegeben haben. Eines der Mädchen kam mit geringen Verletzungen davon. Das andere, die Tochter des Lokomotivführers Apfelbaum erlitt schwere Verletzungen. Die Insassen des Autos kümmerten sich nicht um ihre Opfer.

Graudenz-Strasburg

Die Macht gibt Recht.

Bei dem Maurermeister Buttke in Graudenz waren vor wenigen Tagen Lohn Differenzen mit den Maurern ausgebrochen. Da durch das Einschreiten der hiesigen Zahlstelle des Bauarbeiterverbandes keine Einigung erzielt wurde, legten sämtliche Bauarbeiter am 6. d. Mts. auf beiden Bauten die Arbeit nieder und sperrten sie. Sofort ließ sich die Firma mit dem Bureau des Deutschen Bauarbeiterverbandes telephonisch verbinden, um zu verhandeln. Durch die örtlichen Verhandlungen sind die Forderungen zum Teil bewilligt. Eine

Ausnahme, die Entlohnung der Fassadenputzer, geht zur Entscheidung an das Tarifamt. Am 8. Juni wurde die Arbeit wieder aufgenommen. Mögen die anderen Gewerkschaften sich ein Beispiel daran nehmen. Einigkeit gibt Macht und Macht gibt Recht.

Ballonauflieg in Graudenz. Sonntag vormittag nach 9 Uhr stiegen vier Freiballons vom Hofe der hiesigen Gasanstalt auf. Da ziemlich Windstille herrschte, konnte man das Aufsteigen der Luftfahrzeuge lange beobachten. Drei Ballons flogen nach dem Aufstieg und schüttelten Ballast aus. Um 11 Uhr entwandten sie, vom Winde getrieben, den Blicken der Zuschauer.

Thorn-Rulm-Briefen

Schweres Automobilunglück. In der Nacht vom Sonntagabend zu Sonntag raste in Thorn ein mit sechs Fliegerunteroffizieren und dem Chauffeur besetztes Auto gegen die eisernen Pfeiler des Bromberger Tores, wobei sämtliche Insassen schwer verletzt wurden. Zwei sollen bereits gestorben sein.

Tragikomische Pfingstgeschichte eines altteutschen Barrens. Am ersten Pfingsttag feierte bekanntlich der Gau Westpreußen des Arbeiter-Radsfahrerbundes Solidarität in Thorn sein Gaufest. Zu den Festlichkeiten hatten sich auch Mitglieder des Männerturnvereins Thorn-Moder erhoben, einige turnerische Leistungen vorzuführen. Die Geräte — es handelte sich nur um einen Barren — ließ der Männerturnverein Moder im Einverständnis des größten Teils der Mitglieder. Dem Vorsitzenden des Vereins kamen aber Bedenken. Von gewisser Seite wurden nämlich alle Hebel in Bewegung gesetzt, die Vorführungen an dem Barren des Turnvereins vor dem „sozialdemokratischen“ Publikum zu verhindern. In der Ratlosigkeit telegraphierte man erst mal den Herrn Brandinspektor der städtischen Feuerwehr an, dieser möge den Barren abholen lassen. Auf der Feuerwehr war aber leider nur ein Mann zur Verfügung, und der fühlte sich zu schwach, allein dies große Werk zu vollbringen. Nun gab es keinen anderen Rat, als die Polizei zu requirieren. Seht erschien ein Polizeikommissarius auf der Bildfläche, der das Turnen an dem Gerüststück verbot. Altdeutschland war gerettet. Der Vorfall sollte für die Thorer Arbeiterturner genügen, sich zu sagen: Wir verzichten darauf, noch länger mit einem Bären, der an einem durch die Nase gezogenen Ring geführt wird, zu harmonisieren. Wir werden unsern Turnverein, der jetzt leider darniederliegt, zu der ihm würdigen Höhe bringen.

Ein staatsgefährliches Buch. Von der Zollbehörde wurde ein polnisches Buch beanstandet, und der Staatsanwaltschaft in Thorn übergeben. Es enthält zwei Festspiele zum Andenken an die 50jährige Wiederkehr des polnischen Aufstandes von 1863. Die Thorer Strafkammer erkannte auf Einziehung und Vernichtung des Buches.

Dirschau-Berent-Stargard

Den Dieben ist nichts heilig. Einbrecher erbrachen die Kirche in Berent und raubten sieben silberne Reliquie. Jedemfalls waren hier dieselben Spitzbuben tätig, die kürzlich in Marienburg erfolglos gearbeitet hatten.

Neustadt-Puzig-Rarthaus

Die Anstaltungskommission kaufte für 700 000 Mark das 1900 Morgen große Rittergut Grawleken, Kreis Rathaus, und das 1200 Morgen große Gut Bohlshau bei Neustadt.

Bei der Berechnung der Getöteten auf je 100 000 der Bevölkerung haben wir die letzten amtlichen Angaben (1910) zugrunde gelegt. Die mittlerweile eingetretene Bevölkerungsvermehrung hat das Verhältnis sicher noch zugunsten Berlins verschoben. Bei den Angaben über Berlin bezieht sich die Zahl der Getöteten auf den Landespolizeibezirk, die der Reichstagswähler auf den Stadtkreis. Da zum Landespolizeibezirk die Städte Lichtenberg, Charlottenburg, Wilmersdorf und Neutölln mit sehr hohem Prozentsatz sozialdemokratischer Stimmen gehören, ist mit den vorstehenden Angaben das Verhältnis der Getöteten und der Parteistärke richtig dargestellt. Was aber beweist die Darstellung? Daß dort, wo die Sozialdemokratie am stärksten ist, die Zahl der Kapitalverbrechen viel niedriger ist als dort, wo die potentiellen Gottesstreiter weit im Ubergemicht sind. Wir wollen trotzdem nicht in die Fehler der Gegner verfallen und ganz mechanische Schlußfolgerungen ziehen. Dazu spielen die sozialen Verhältnisse eine viel zu große Rolle auch bei der Frage der Kriminalität. Aber das zeigt sich doch, wie falsch und verlogen es ist, wenn man z. B. Berlin, weil es vorwiegend sozialdemokratisch wählt, als den Herd der Unmoral und Verbrechen hinstellt, um damit politische Forderungen zu begründen. Berlin die rote Hochburg, bietet ganz naturgemäß vielen geistigsten Erfahrungen, die mit der Sozialdemokratie gar nichts zu tun haben. Unterschulz. Mancher Kindesmord, der in Berlin passiert, hat seinen Ausgangspunkt auf den Gärten der Junker. Und trotz alledem lächelt der verrückte sozialdemokratische, antisemitische Sumpf in der Kriminalstatistik doch noch sehr gütig ab. Soweit durch Erziehung und Belehrung Vergehen und Verbrechen zu bekämpfen sind, geschieht das ganz zweifellos viel besser durch die Sozialdemokratie, als mit konfessioneller Dogmatik.

In der gewalttätigen Vernichtung von Menschenleben ist übrigens auch der Sinner hervorragend beteiligt. Wir denken dabei nicht an die Opfer, die der Militarismus in den Tod jagt, sondern nur an die Hingerichteten. Im Rahmen des Königs wurden in Preußen im Jahre 1912 17 Personen, in den letzten fünf Jahren 57 Personen, darunter 5 weiblichen Geschlechts, hingerichtet. Ein sehr großer Teil davon, 19 (22 Prozent der Gesamtzahl), entfällt auf Schützen, wo das Gewehr und die Schnapfloche die Wahrzeichen der Kultur bilden.

Die Flagge schwarz-weiß-rot. Auf Helgoland wurde ein Gedenkstein eingeweiht, der an die deutschen Seefahrer erinnern soll. Die bei den Katastrophen unserer Marine in der Nordsee ihr Leben haben. Der Antrag ist in diesem Fall ein kombiniertes patriotisch-menschlicher und ohne Zweifel sehr viel edler, als derartige Anlässe im allgemeinen. Um so bedauerlicher ist es, daß der in seiner Reue nicht ohne Anlaß zu einer sehr wenig edlen Inschrift geführt hat.

Das Denkmal ist aus einem zwei Meter hohen Granitblock in zylindrischer Form geschaffen und trägt auf der einen Seite diese Verse:

Treibt auch des wilden Sturm's Gewalt uns an ein Felsenriff,
Gleichviel in welcherlei Gestalt Gefahr droht unser'm Schiff,
Wir wanken und wir weichen nicht, wir tun, wie's Seemanns Brauch,
Den Tod nicht scheuend uns're Pflicht noch bis zum letzten Hauch!
Ja, mit den Wogen kämpfet noch der sterbende Pilot.
In seiner Rechten hält er hoch die Flagge Schwarz-Weiß-Rot.

In diesen Versen ist nicht ein Wort, das persönlich geschaut und persönlich empfunden wäre. Dafür sind die landesüblichen Klischees in epischer Vollständigkeit beisammen. Den „wilden Sturm“ brauchen wir nicht zu vermissen; das wegen seines Reims auf „Schiff“ so beliebte „Felsenriff“ war selbstverständlich nicht zu vermeiden, obwohl unseres Wissens bei den Unglücksfällen, an die erinnert werden soll, ein Felsenriff überhaupt keine Rolle gespielt hat; der „Seemannsbrauch“ wird zum millionstenmal heraufbeschworen; der „letzte Hauch“, von dem patriotische Tafelredner so oft zu melden wissen, fehlt auch hier nicht, und daß der vortreffliche Dichter weder „wanken noch weichen“ will, ist bei seiner originalen Art zu empfinden nicht weiter beizubehalten.

Immerhin aber enthält die Inschrift eine Wendung, die uns bisher neu war. Obwohl wir persönlich am Meer groß geworden sind, war uns der „sterbende Pilot“, der mit den Wogen kämpft, dabei aber die Flagge schwarz-weiß-rot mit der Rechten „hoch empor hält“, eine unbekannte Erscheinung geblieben. Leider gehört gerade dieses Bild ausgesprochen in die Gattung der komischen Poetik.

Müssen diese Barden denn ewig gepreigt und aufdringlich sein?

Vermischtes

Zu Fähen Fisches.

Er ward um hundert Jahr zurückversetzt
(Versteht mich recht: nur in Gedanken leider!)
Und laß, diemeil's noch nicht gelönnigträht,
Zu Fisches Fähen — zum Erstaunen beider.

Zu einem Ringe schließt sich Ernst und Jegg,
Wie sich Kadeffen packen bei den Ohren;
Und wenn sich Fisches Ich sein Nichtschick
So wird ein Herr von Falkenhahn geboren.

Und dieses Nicht-Ich brüllt zu Deutschlands Heil
(Schon seh' ich Feindbrand vor Torn erblicken):
„Der Abel ist das dümmste Borurteil,
Der König nur der Erste unter gleichen.
Charakter haben, heißt ein Deutscher sein,
Der Patriot ist der Gedankenlose.
Weltbürgertum, in deinem Sonnenschein
Allein erblüht der Menschheit Purpurrose.
Und dort, und dort, was schaut der trunk'ne Blick?
(Der Herbstwind wirbelt auf die dürrn Blätter
Und spielt mit Kronen.) Eine Republik
Mit Recht auf Arbeit“ — „Himmel Donnerwetter!
Bin ich besoffen? Sagt ich etwas? Nein!
Wo bleibt der Staatsanwalt und die Gerichte?
Ich bin der Kriegsminister Falkenhahn.
Verhaften Sie sofort den p. p. Fichte!“
Edgar Steiger im Simplicitätismus.

Herrschersorgen! Fürst Wilhelm von Albanien kennt zurzeit sicher keine größere Sorge als die, wie er sich auf seinem wackligen Thronchen behaupten soll. Seinen Kollegen im Deutschen Reich sind solche Sorgen recht fremd. Jedemfalls gibt folgendes interessante und charakteristische Dokument davon Kunde, daß sie sich über andere — und für sie sicher nicht weniger wichtige! — Dinge Kopfschmerzen machen. Das interessante Schriftstück hat folgenden Wortlaut:

Verteuerlich.
Seine Hochfürstliche Durchlaucht der Fürst haben gelegentlich der musikalischen Abendunterhaltung im Fürstlichen Residenzschloße am 30. v. M. die Wahrnehmung gemacht, daß die meisten Damen im falschen Anzug erschienen waren, d. h. nicht ausgemessene Kleider trugen, wie es vorgeschrieben war, sondern halbhohe Ausschnitte.

Seine Durchlaucht der Fürst haben das Hofmarschallamt beauftragt, dies zur Kenntnis der bei Hofe verkehrenden Damen zu bringen und haben sich dahin ausgesprochen, daß Damen, welche in Zukunft nicht in der auf der Einladung vermerkten Toilette erscheinen, durch die Herren Kammerherren pp. auf den falschen Anzug aufmerksam gemacht werden.

Seine Durchlaucht der Fürst verlangen nicht den sogenannten Berliner Ausschmitt, wohl aber, daß z. B. die Kermel ganz kurz gehalten und auf alle Fälle ohne Futter sind.

Es muß unter allen Umständen ein sichtbarer Unterschied zwischen halbhoher Toilette und ausgemessener Toilette bestehen.

Büdeburg, den 6. Dezember 1913.
Fürstliches Hofmarschallamt.
Glückliche Büdeburger! — kann Wilhelm von Albanien mit vollem Recht sagen.

Ein Besuch im Schweizer Nationalpark

Von Robert Albert.

Vor einigen Wochen hat das schweizerische Nationalparlament einen jährlichen Kredit bis zu 30 000 Francs für den schweizerischen Nationalpark bewilligt, der als solcher der größte in Europa und zugleich die umfangreichste Wildreservat der ganzen Welt ist. Da mich dieses Stück Arbeit schon lange gereizt hatte, nahm ich deshalb die Einladung meines Freundes Dr. G. in Chur, der ein leidenschaftlicher Jäger vor dem Herrn und droben im Engadin zu Hause ist, gern an und machte mich, kaum daß der letzte Schnee aus den Tälern des Engadin der Sonne gewichen, mit ihm auf den Weg in jene Schluchten, Täler und Höhen, die nunmehr ewig so bleiben werden, wie die Natur sie geschaffen hat.

Mit der interessanten Albulabahn fährt man von Chur aus in 3½ Stunden hinauf bis zur Vorstation des Weltkurorts St. Moritz, Samaden. Von dort geht jetzt die neue Bahn über Bevers, Schuls und Tarasp zu dem in allen Weltteilen berühmten Schloß Tarasp. Wir steigen schon vorher in Zernez aus, denn hier beginnt der Nationalpark. Er ist zwar nicht so groß wie der bisher berühmteste Yellowstonepark in Wyoming (Amerika), liegt auch nicht wie dieser in 2400 Meter Höhe, sondern in „nur“ 1900 bis 2200 Metern Höhe, aber wenn das ganze Gebiet gangbar wäre, würde ein guter Fußgänger trotzdem reichlich 50 Stunden gebrauchen, um von einem Ende des Parks ans andere zu gelangen! Nicht hinter Zernez öffnet sich das Val Cluozza, eine wilde, ungangbare Schlucht. Steil ragen die Felswände zu beiden Seiten des Tales auf. Sie sind bedeckt von dichtem Wald, den vielleicht Jahrhunderte hindurch keines Menschen Fuß betreten. Keine Art hat hier sich an die Nischenbäume herangewagt, sie stehen dicht gedrängt und wildes Unterholz umwuchert sie, bis der Sturmwind kommt und sie fällt oder das Alter sie morsch macht, daß sie in sich selbst zusammensinken. So liegen sie denn da, übereinander getürmt, und kahles dürres Laub deckt ihre Reiche zu. Aber mit unerhörtem Reichtum spritzt aus den Gefallen die Vegetation aufs neue auf, Blumen und Pflanzen, die man anderwärts nicht mehr findet, von leuchtenden Farben und seltenen Formen.

In der Tat, es ist keine selbstlobende Uebertreibung der Graubündner, wenn sie immer und immer wiederholen: Ins Bündner-Land muß gehen, wer die herbe Alpennatur in ihrer vollen und ungekünstelten Urwüchsigkeit sehen will. Hier gibt es noch wirkliche Urwälder, unbeschädigt und von einer Wildheit, welche das Herz erzittern macht. Hier sind noch heute Täler und Lobel (Schluchten) so eng und so finster, wie vor Jahrtausenden, als Ur und Bär allein die rätselhaften Berge bewohnten und höchstens im breiten Rheintal einige primitive Siedlungen von Menschen vorhanden waren. In dieser Gegend gibt es noch heute Bären. Nicht die üblichen Saisonbären, die man den Fremden ausbietet, sondern „richtiggehende“ Bären in ursprünglicher Wildheit. Noch vor zehn Jahren hat hier ein Meister Peh 30 Schafe zerrissen, also ebenso den „Bauernschreck“ gespielt wie 1913 der Wolf von Steiermark. Und als wir im „Steinbad“ zum Mittagessen einkehrten, erzählte uns ein dort anwesender Seewaterbauer, daß in seiner Jugend — er war gar nicht alt — noch so viele Bären dagewesen seien, daß die Hirten sich durch besondere Schutzmaßregeln gegen die Raubtiere sicherten. „Wenn hoch oben auf der Schafalp an den Sommerabenden die hellen Feuer brannten, dann war das ein Zeichen, daß Meister Peh in der Nähe war; vor Feuer läuft nämlich der Bär, weshalb sich die Hirten auf diese Weise schützen mußten.“

Hier bei Zernez trennt sich das Ober-Engadin vom Unter-Engadin. Hier strahlt von Süden her das Sesennagebirge mit seinen stolzen Felsendomen über das Tal, nördlich aber blicken aus entlegener Höhe freundliche Terrassendörfer und in gar nicht sehr großer Ferne grüßen uns die sonnigen Berge Tirols. Nicht weit hinter dem Schloß Tarasp, durch die gewaltigen Felsenschluchten von Finstermünz, wo sich mit den Natursehenswerten die Erinnerungen an eine Fülle kriegerischer Ereignisse zu mächtigem Eindruck verbinden, windet sich die Straße des Engadins hinab nach Landed in Tirol, wo sie den Anschluß an die Arlbergbahn findet. (Hier im Engadin stritten sich während des 30-jährigen Krieges die beiden Doppelmächte Frankreich-Venedig und Oesterreich-Spanien um die Alpenpässe. Die Folge war, daß sich auch die Bewohner politisch trennten und sich blutig bekämpften: die Katholiken wurden österreichisch-spanisch, die Protestanten aber französisch-venetianisch. In dieser Zeit der sogenannten „Bündner Wirren“ war es, als Rhätien berühmtester Sohn, Jürg Jenatsch, der in dem historischen Roman von C. F. M. Conrad Ferd. Meyer besungene Volksheld, auftrat und für die Einheit Alt-Fry-Rhätien stritt.)

Wer öfter ins Engadin kommt, fühlt unwillkürlich einen eigenen Reiz. Es geht einem mit dem Engadin wie mit manchen Frauen: sie sind wirklich schön, aber man kann nicht sagen, worin ihr Reiz besteht; es ist etwas Geheimnisvolles darum. Am Bierwaldstättersee rauschen die laubhünen Buchen, die mächtigen Nussbäume, die edlen Kastanien; die Berge des Berner Oberlandes bezwingen das Auge durch die Schroffheit ihres Aufbaues, durch die Pracht ihrer Sturzflüsse: Zermatt hat nicht nur das einzige Matterhorn, es hat auch die größten Gletscher des Erdballes. Und dennoch, nachdem man das alles gesehen und genossen hat, wirkt das Engadin wie eine große, neu überraschende Naturforschung. Und das Geheimnis schreiben Kenner dem Licht und der Sonne zu. Vor allem ist es das reine aparte Licht des merkwürdigen Tales, das beim Beginn des Talesgrundes schon die Höhe des Rigi (1800 Meter) erreicht. Dieses eigenartige Licht durchleuchtet das Engadin mild und doch mit einem beinahe überirdischen Glanze, so daß an jedem schönen Tage selbst die Blöße der Gipfel etwas Froherntes, festlich Andächtiges hat. Nie wieder sah ich in den Schweizer Bergen dieses herrliche Licht

Plaudernd waren wir eine Stunde so fortgegangen. Mit Wohlbehagen ruhte unser Blick auf den hellgewaschenen Steinhäusern mit ihren Sgraffito-Verzierungen, mit ihren Kaminen und anderen Zimmern, die in blühender Pracht von den Fenstergelassen und Balkonen niederfluten. Da die Fenster wegen der Kälte im Winter nur sehr klein sind, gingen wir in das eine

und andere Haus hinein — dr. mein Führer Romantisch als Mutter sprache spricht, war die Verständigung leicht — und waren entzückt von dem schönen Arngeläsel mit den dunklen Wästringen, welche die Wände schmücken, von den prächtigen Büffets mit blinkendem Zinn- und Kupfergeschirr, von Gerät und Zier aus alter Zeit. Die Arve wächst hier oben bis in einer Höhe von 2200 Metern und ihr reiches Holz ist im Engadin überaus beliebt.

Nach und nach kamen wir immer tiefer in die Wildnis hinein. Längst hatten wir die letzten menschlichen Siedlungen hinter uns gelassen und bewunderten die Wildheit des vor uns liegenden Hochgebirges. Ein paarmal kreuzte ein Luchs unseren Weg, später stießen wir auf Gemsen, die nie einzeln, sondern stets in kleineren oder größeren Rudeln auftreten und die merkwürdige Eigenschaft haben, sich nie gern fotografieren zu lassen. . . . Seitdem diese Reservat besteht — schon etwa drei Jahre darf hier weder Art noch Felle in Funktion treten —, hat sich das Raubwild stark vermehrt; Adler steht man sogar häufig wilde Kaninchen in die Horste tragen, und wenn die Bauern recht haben, sind auch die Dämmergeier noch nicht ausgestorben, von denen im Parlament der Gegner des Nationalparks, Dr. Vegler-Glarus, sagte, sie trügen die Kindlein in die Lüfte! Allerdings hat sich auch, seitdem der Kanton Graubünden für dieses Schutzgebiet ein absolutes Jagd- und Fischereiverbot erlassen, das Raubwild stark vermehrt, so daß man alle Augenblicke auf Rehe in Rudeln bis zu 50, Gemsen sogar bis zu 100 Stück stößt. Ein ganz herrlicher Anblick im Angesicht des weit überragenden Bz Murgér und seinen Dolomitengipfen, seinen schneeigen Firnen und ewigen Gletschern.

Um uns ist alles still. Wo Menschen schweigen, reden die Steine. Ringsum ist in der Tat jeder Felsstein ein Epos vergangener Jahrtausende, sind die Alpenpässe Zeugen gewaltiger Entwicklungen und Umwälzungen. Die Geister der Geschichte flattern überall flüsternd und raunend den sinnenden Wanderer ums Haupt und laden ihn mit einer rätselhaften, zwingenden Macht ein, ihrem Geplauder zu lauschen. Das aus diesem Felsgestein entspringende Wasser ist das heilkräftige Wasser, in welchem sich die Reichen von Tarasp baden und welches sie trinken, um ihrem Magen Kraft zu neuen Genüssen zu spenden. Seit Luzius, Bontfagius und Emerita wird es als Medizin verwendet, wallfahren die Tiroler nach Tarasp wie zu einer heiligen Quelle. Vor 100 Jahren hat, wie man unten im Bade lesen kann, der Topograph Sererhard darüber geschrieben: „Man gebraucht das Salzwasser nur drei Tage, am ersten zwei bis drei Maß, am andern drei oder vier Maß und am dritten wieder etwas weniger. Am ersten Tag führt es alle humores crassiores perfekt aus dem Leib, am andern Tag führt es etwas aus, welches gar der Darmshabele einigermaßen gleich sieht, am dritten Tage geht das Wasser gemeinlich so netto wieder von einem, als mans eingetrunknen hat, alsdann ist es auch genug gebraucht und man soll aufhören, sonst wann man kontinieren wollte, pflegt es bis aufs Blut zu operieren.“

Unvergeßlich ist der eigenartige Eindruck, den diese Gegend auf uns an die Großstadt gewöhnten Menschen macht; diese allem Menschenwerke weit abgewandte strenge Naturgröße in völlig unberührter Schönheit! Grandios sind die hier abzweigenden Seitentäler des Unterengadin, die sich nach Süden hin in die Wildnisse um den Ofen- und den Buffalora-Pass verlieren und eingerahmt sind von der eisglühenden Gruppe des Bz Murgéra, deren 3700 Meter hohe Gipfel im ewigen Sonnenschein glänzen. Wer einmal hier gewandert, dem ist die verträumte Einsamkeit dieser Gegend, ihre keusche Schönheit, die Debe, die doch lebt, unvergeßlich! Besonders vom Val Cluozza gegen die italienische Grenze zu steigern sich diese Eindrücke ganz gewaltig. Hier schließt das Vivigno-Tal an, eine breite sonnige Landschaft, von hoch hinauf begrüntem Bergengefäßt, aber genau so einsam wie die Gegend auf schweizerischer Seite. Die Angst einiger Volksvertreter, die gemeint halten, es sei gefährlich, wenn das Raubwild aus dem Park ins italienische Gebiet einbreche, kam uns hier recht drollig vor: wen anders als ihre Kameraden trifft der Bär und Luchs, der Ar und Weih hier? Menschen gibt es hier so wenig wie auf der schweizerischen Seite und in die Wälder hat wohl auch seit Jahrtausenden keiner seinen Fuß gesetzt!

Wahrlich: ein Traum von Westferne webt um diese verlassenem Täler und schwarzen Schluchten, und in diesen Traum sich einzuspinnen, in ihm zu versinken, gehört zu den wunderbarsten Reizen, welche die Alpenwelt zu bieten vermag.

Aber die Bedeutung dieses Nationalparks beruht nicht einzig und allein darauf, daß diese Täler des Engadin in ihrer ganzen herben Schönheit und Größe unverändert erhalten bleiben, ein Schaustück für den Naturfreund, das keinen Schutz hören, keinen Arttrieb vernehmen, keinerlei wirtschaftliche Nutzung durch den Menschen dulden und alles dem urwüchsigem Walten freier Natur überlassen will, sondern ebenso sehr ist der Park eine Reservat für die alpine Pflanzen- und Tierwelt, die vor dem Andringen der menschlichen Kultur sich immer höher hinauf in unzugängliche Berge geflüchtet hat. Lange genug hat man es geduldet, daß Mangel an Verständnis und Zerstörungslust unter der Flora und auch unter der Fauna der Alpen ausgeräumt haben; es ist längst notwendig geworden, daß dem Volke erhalten bleibt, was infolge unserer Wirtschaft Jahr für Jahr mehr und mehr verloren geht. Sobald bei der beginnenden Geldwirtschaft aus der Gewinnung der Pflanzen und Tiere Geld zu bekommen war, begann die Raubwirtschaft des Menschen. Ungeheure Mittel müssen aufgebracht werden, um die Folgen dieser Raubwirtschaft im Flachland einigermaßen abzuwehren. Die Geldwirtschaft ist der Grund, weshalb im Norden Pelztier und Wale nerschwunden und weshalb in unseren Alpen der prächtige Steinbock, das Wappentier des Kantons Graubünden, fast völlig ausgestorben ist. Damit das nicht auch mit Gemsen und Adlern, Büchsen und Geiern geschehe, haben auch die meisten sozialdemokratischen Nationalräte für die 30 000 Francs Subvention an den Nationalpark gestimmt. (Einige andere haben gemeint, die jetzige Zeit der Depression sei schlecht für derartige Ausgaben geeignet und außerdem habe das eigentliche Volk sowieso wenig Gelegenheit, den entlegenen Park an der Grenze des Landes zu besuchen.)

Die durch diesen Park geplante Erhaltung der bei uns bestehenden Fauna und Flora ist gewiß lobenswert, und die Kämpfe der Tiere und Pflanzen untereinander in diesem geschützten Refugium wird ein hochinteressantes Beobachtungsfeld für die Wissenschaft sein. Soweit die Gemeinden Zernez, Scuols, Tiers, Schuls und Tarasp durch etwaiges Ausbrechen von Raubtieren Schaden erleiden sollten, wird er ihnen durch Bund und Kanton vergütet. Und damit diese Gemeinden nicht nach einigen Jahren aus dem Park ein Dorado für die Jäger machen können, ist der Vertrag mit ihnen gleich auf 99 Jahre abgeschlossen worden. Bis dahin wird man dann auch wieder Edelweiß, das man bis vor zehn Jahren noch im Avers rechts und links des primitiven Saumpfadens in den größten Exemplaren bewundern konnte, bequemer sehen können als heute, wo wir die schönste Alpenblume nur noch an den unzugänglichen Felsen entdecken können. Hier in diesem 50 Stunden werten Gebiet darf keine Blume gepflückt, kein Baum und Strauch geplündert werden, kein Tier darf gejagt, keinerlei Forstarbeit darf verrichtet werden. Das wird zur Folge haben, daß sich hier die Tier- und Pflanzenwelt ungehemmt aufs neue entwickeln kann, und daß die Verfolgten Schutz finden und den Boden für eine ungestörte Existenz.

Freilich: ein Gedanke störte mich auf der Heimfahrt, als ich das Resultat meiner viertägigen Beobachtungen im Coupé zog: Wann wird man im Parlament mit ebenso viel Mitgefühl als von „unseren Tieren, den stummen Kreaturen, unseren Brüdern im stillen Busch, in Luft und Wasser“ auch von den — Menschen, von den zehntausenden darbenenden Textil- und Stroharbeitern der Schweiz sprechen? Und ich kam zu dem Schluß: ihnen wird dieses Refugium zur freien Entwicklung der Befreier Sozialismus erobern, der uns allen einen Nationalpark zur freien Entfaltung aller geistigen und körperlichen Kräfte bringen wird!

Soziales

Der Simulant.

Die Vertrauensärzte der Unfallgenossenschaft haben eine besondere Lehre ausgebildet, Simulanten zu entdecken, und einer von ihnen, ein Herr Dr. G. Stromann, veröffentlicht jetzt in der bürgerlichen Presse einen langen Artikel über die „Kniffe“ der Vertrauensärzte, die Simulanten zu entlarven.

Simulation wird niemand fördern oder entschuldigen wollen. Aber die Herren Ärzte sollten sich bewußt bleiben, daß die Wissenschaft noch lange nicht vollkommen ist, und daß man mit dem Schnüffeln nach Simulanten den Unfallverletzten vielfach bitteres Unrecht tut. Durch die Beschuldigung der Simulation werden Kranke vielfach zur Verzweiflung und zum Selbstmord getrieben, durch die ungerechte Verweigerung der Rente wird Not und Elend über zahllose Arbeiterfamilien gebracht. Die Bezeichnung wirklich kranker Menschen als Simulanten ist vielleicht noch häufiger als die Suizidmorde in der Rechtspflege. Gerade jetzt wird uns dafür wieder ein charakteristischer Fall berichtet:

Der Arbeiter Kloptheil aus Bodum, erlitt am 20. Januar 1910 durch einen Betriebsunfall eine Verletzung des Kopfes, insbesondere einen Bruch des Nasenbeins. Nach dem Gutachten zweier Ärzte sollen nach Ablauf der ersten dreizehn Wochen nach dem Unfall die organischen Veränderungen schon völlig beseitigt gewesen sein. Es wurde nur noch das Vorhandensein einer Unfall-Neurasthenie (durch den Unfall verursachte Willensschwäche) anerkannt und eine Angewöhnungsrente vorgeschlagen. Die Ärzte meinten, die Rente zu gewähren würde direkt schädlich wirken, da sie den K. in der krankhaften Vorstellung seiner Krankheit nur bestärken würde. Weil die Rente nur als Angewöhnungsrente bewilligt war, suchte die Unfallkasse dieselbe baldigst herunterzudrücken und zu beseitigen. Dabei stand ihr aber die Tatsache im Wege, daß der Verletzte keine Arbeit verrichtete. Man sandte ihm darum das übliche Schreiben, wonach er verpflichtet sei, durch Arbeiten eine Besserung seines Zustandes herbeizuführen zu helfen. Er sei gehalten, Arbeit anzunehmen und diese ganz energisch durchzuführen. Das von dem Manne angerufene Oberversicherungsamt hielt sich an die Gutachten der Ärzte, verwarf die Berufung und entschied:

„Das beste Heilmittel für das Nervenleiden des Klägers ist, wie aus den Gutachten hervorgeht und wie dem Kläger auch sonst aus Erfahrung bekannt ist, die Berrichtung einer leichten Arbeit, damit der Betreffende nicht immer Gelegenheit hat, an seinen Zustand zu denken. Kläger sollte sich deshalb zu überwinden suchen und in seinem eigenen Interesse versuchen, eine leichte Arbeit baldigst anzunehmen, da hierdurch am ersten eine Besserung seines Zustandes zu erwarten ist.“

Im Laufe der Zeit wurde der Verletzte dann noch wiederholt im Auftrage der Unfallkasse von den verschiedensten Ärzten untersucht, ohne daß einer von diesen etwas Besseres fand. Um die gänzliche Beseitigung der Rente durchdrücken zu können, schickte man den Verletzten schließlich in eine Universitätsklinik. Gegen Gutachten einer Universitätsklinik ist bekanntlich nur sehr selten etwas zu machen. Auch die Klinik hat das Leiden des Mannes nicht ermittelt. Wie aus dem Gutachten hervorgeht, ist der Verletzte dort mit Anwendung aller „Kniffe“ und Hilfsmittel untersucht worden. Als Resultat der Untersuchung wurde folgendes bescheinigt:

„Beim Stehen mit geschlossenen Augen läuscht K. wieder den Schwindel vor, indem er macht, als ob er umstürze, wenn er weiß, daß er vor einer Wand steht oder vor ihm jemand, der ihn aufhält. Es wird ein ziemlich erheblicher Grad von Ataxie (Gleichgewichtsstörung) vorgefäufelt. Alle Bewegungen machen den Eindruck des Gemachten, Absichtlichen, wie auch K., wenn er eine Antwort geben soll, sich erst lange überlegt, ehe er etwas sagt, oder lieber schweigt, wenn er fürchtet, sich zu verraten. Er überkreißt zum mindesten sehr stark, wenn man ihn nicht einfach als groben Betrüger hinstellen will. K. ist als Simulant aufzufassen, dem die Arbeit am ersten wieder zur Gesundheit verhelfen wird. Der ehemalige Bruch des Nasenbeins hat keine Unfallfolgen mehr hinterlassen. Die frühere Erwerbsfähigkeit ist vollständig wieder hergestellt.“

Auf Grund dieses Gutachtens erklärten die Berichte den Mann wiederum für einen Unbetroffenen. Mittlerweile waren zweieinhalb Jahre verstrichen, und der Mann, der seinen Pfennig Rente erhielt, mit Frau und fünf Kindern der Armenkassa zur Last gefallen. Doch endlich sollte ihm der Zufall günstig sein. Es gelang ihm, auf Kosten der Armenkassa in die Hände eines Arztes zu kommen, der ihm ohne Vorurteil gegenübertrat. Was diesen an dem verletzten Kopfe entdeckte, sagt sein Gutachten, in dem es heißt:

Die ständig wiederholten Klagen über Kopfschmerzen und Schwindel forderten zu einer gründlichen Untersuchung der Nase auf. Diese ergab eine starke Schwellung der mittleren Nasenschleimhaut und eine Eiterabsonderung im mittleren Nasengang. Es wurde nacheinander ein operativer Eingriff vorgenommen. Der Eiterherd in der Nase wurde freigelegt und die Nase mit Spülungen usw. behandelt. Da die Klagen gleichwohl unverändert blieben, wurde eine Röntgenaufnahme des Schädels, bei welcher die einzelnen Nebenhöhlen der Nase erkennbar wurden, gemacht. Diese ließ eine deutliche Trübung der rechten Kieferhöhle erkennen. Eine spezialärztliche Sondenuntersuchung ergab nun eine unvollständige reichliche Eiterabsonderung in der rechten Kieferhöhle. Daß der im Januar 1910 erlittene komplizierte Bruch des Nasenbeins die Veranlassung zu der jetzt festgestellten chronischen Eiterung der Nase und ihrer Nebenhöhlen gegeben hat, steht für mich außer Zweifel.

Mit den Worten „jetzt festgestellt“ ist gesagt, daß die Eiterungen auch schon früher vorhanden gewesen sind. Dies räumt dann ein zweiter Arzt auch noch viel deutlicher ein, indem er schreibt:

Die Entscheidung der Frage, ob die Nasenhöhlenentzündung im Anschluß an den Unfall durch eine Eröffnung des Siebbeinlabyrinthes stattgefunden hat, läßt sich heute natürlich schwer lösen, zumal ich den Patienten unmittelbar nach dem Unfall nicht untersucht habe, dies, wie ich aus den Akten ersehe, auch von anderer Seite nicht geschehen ist. Es ist anzunehmen, daß die Vereiterung im Anschluß an den Unfall durch traumatische Eröffnung der Siebbeinzellen entstanden ist.

Also schon vom Unfall an bestanden und von all den Ärzten nicht gefunden worden. Zweieinhalb Jahre lang wird der Mann als Simulant bezeichnet. Mit Eiterherden im Kopf läuft er in der Welt herum, während Frau und Kinder darben müssen, und hätte er kein Glück gehabt und einen noch nicht vom Vorurteil befallenen Arzt getroffen, dann wäre er vielleicht heute noch bei seinen Schmerzen und Beschwerden, die solche nicht geöffnete Eiterherde naturgemäß verursachen, trotz der angelegten auf höchster Stufe stehenden ärztlichen Kunst, die infolge des ursprünglichen Vorurteils, immer nur einen Simulanten sieht, einen Mann, dem weiter nichts als richtiges Arbeiten fehlt. Oder sollte bei Ausschaltung aller Vorurteile der Unterschied in dem Können der einzelnen Ärzte wirklich so groß sein, daß erst unter einem Duzend einer anzutreffen ist, der so eine Krankheit findet?

A. Auf der Strafe, Bochum.

— Interessante Geständnisse aus dem Munde der Grubenbesitzer. Beim 50. Jubiläum der Berggewerkschaftskasse am 21. April d. Js. hat der Direktor der Bochumer Bergschule, Professor Heine, über die Verhältnisse der Bergschulen und auf deren Zwecke hingewiesen. Es ist nun ganz interessant zu lesen, welchem Zwecke die Bergschulen dienen. Der Herr sagte:

Als weitere Glieder unseres Schulsystems sind ferner zu nennen die 29 Lehrjahre von der Westfälischen Bergwerkskassen unterhaltenen Bergschulen, die auf eben so viele Orte verteilt, den ganzen Industriebezirk mit einem Netz überspannen. Diesen Bergschulen mit insgesamt ungefähr 550 Schülern fällt eine doppelte Aufgabe zu: Einmal sollen sie die jungen Leute für die Bergschule vorbereiten, zweitens soll sie die Auswahl der Schüler für die Bergschule erleichtern und ungeeignete Elemente möglichst von diesen fernhalten. Tatsächlich werden diese beiden Forderungen von unsern Bergschulen verhältnismäßig gut erfüllt.

Nach der Auslegung der Grubenbesitzer ist jeder ungeeignet zum Beamten, der gewerkschaftliche Ansichten vertritt, oder was noch viel schlimmer ist, der sozialdemokratischen Partei angehört. Diese Leute von den Bergschulen fernzuhalten, ist einer der wichtigsten Zwecke der Schulen. Als im Jahre 1905 während des Streiks eine Reihe Bergschüler mitstreikten, stellte es sich heraus, daß sie organisiert waren. Sie wurden sämtlich von den Bergschulen entlassen und auch später nicht zur Bergschule zugelassen. Seitdem müssen die Betriebsführer über die sich zur Verfügung stehenden Erwerbigen entscheiden, ob sie organisiert sind oder ob sie etwa aus einer Familie stammen, die politisch oder gewerkschaftlich tätige Mitglieder in ihren Reihen zählt. Er scheint der sich Weibende als verdächtig wird er zur Bergschule nicht zugelassen. Man löst ihn einfach bei der Prüfung durchfallen.

Eine Folge dieser Auslese ist der große Indifferentismus der jüngeren Grubenbeamten gegenüber den gewerkschaftlichen und politischen Bestrebungen, was ja auch von den Besitzern gewünscht wird. Diese geben sich ferner eine Schutztruppe heran, die sich nicht zur Wehr legt, sich alles gefallen, und die sich vor allem auch zur Bekämpfung der Bestrebungen der Arbeitervereine gebrauchen läßt.

Im des Sprichwort: „Wer der Herr, der hat den süchtigt“ wird man ermahnt, wenn man die Fortsetzung der Rede hört. Der Herr Direktor führte aus:

Durch die Bergschulen bekommen wir ein gleichmäßig durchgebildetes und, von wenigen Ausnahmen abgesehen, ausgezeichneteres Schülermaterial zur Bochumer Bergschule. Der Erfolg ist ein im großen und ganzen vorzügliches. Der Beamtenstand, der sich durch gute Vorbildung und Verständnis für die schweren Aufgaben des Bergbaues, wie durch Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit auszeichnet.

Ein Bestandteil des Bergbaues ist der Grubenbesitzer, als des Vereines der Arbeitgeber der Grubenbesitzer spricht dieses aus. Nun sollte man doch annehmen, daß solche vorzügliche Menschen sehr gut bezahlt werden. Wie muß es sich selbsten aber in Wirklichkeit behandeln worden hat an Schärfe feinegleiches nicht mehr im Deutschen Reich, vielmehr in der

ganzen Welt nicht; höchstens in den Arbeitshäusern trifft man Ähnliches an. Denn welcher Beruf läßt sich zur Strafbarkeit verurteilen, welcher Beruf wird von den Arbeitgebern mit Strafen bis zur halben Höhe des Einkommens bestraft, wie es bei Prämienentziehungen der Fall ist. Es ist also anzunehmen, daß die Grubenbesitzer ihre Angestellten so schlecht behandeln, weil sie diese so lieb haben.

Nun aber die Behre aus dieser Geschichte. Wären die Grubenbesitzer mit ihren Beamten nicht zufrieden, hätte man von den Steigern gesprochen, wie z. B. von den im Bund der technisch-industriellen Beamten organisierten Angestellten, hätte man gesagt, daß sie die Treue zum Arbeitgeber vermissen lassen, daß sie zahlreiche Wähler und Beher in ihren Reihen haben, so wäre es außer allem Zweifel, daß die Grubenbesitzer auf den Rechen nicht so schlecht behandelt würden, als es der Fall ist. Daraus die Arbeiter die Behre ziehen müssen, daß es ihnen um so besser gehen wird, je mehr die Grubenbesitzer auf sie schimpfen, und daß sie um so mehr geprügelt werden, je mehr sie von den Grubenbesitzern gelobt werden. Besonders den gelben Arbeitern ist zu empfehlen, sich mal klar zu machen, was den gesamten Arbeitern passieren wird, wenn sie alle „gelb“ sind und in der gleichen Rolle wie die Grubenbeamten gelobt werden.

— Kollon von Gewichten. Wir entnehmen der Konsumgenossenschaftlichen Rundschau: Bei einer Revision der Maße und Gewichte durch die Polizei wurde in der Bäckerei des Arnstädter Konsum- und Produktivvereins ein 10-Grammgewicht vorgefunden, das in früherer Zeit verwendet worden war. Die Folge war Einziehung des Gewichts und ein Strafmandat über 2 Mark. Der Konsumverein erhob beim Magistrat Einspruch mit dem Einwande, daß in der Bäckerei keine Waren nach Gewicht verkauft und die Gewichte nur zum Abwiegen des Teiges verwendet würden. Es könnte ebenso gut dazu ein Stein, ein Bleiklumpen oder dergleichen verwendet werden. Die Gründe, die bei gleichen Fällen zur Verurteilung bei Bäckermeistern ausreichen, seien für einen Konsumverein nicht zureichend. Es besitzten Urteile gegen Bäckermeister wegen gleicher Vergehen, zu deren Bekämpfung angeführt ist, daß bei dem räumlichen Zusammenhänge von Laden und Backstube die Möglichkeit bestehe, daß bei einigen Fällen, wenn das Gewicht im Laden nicht gleich zur Hand sei, das Gewicht aus der Backstube bemittelt werde, zumal meistens nur ein Satz Gewichte vorhanden ist. Im Konsumverein Arnstadt sind Backraum und Laden aber so getrennt, jedes in einem besonderen Gebäude, daß solche Fälle ausgeschlossen sind.

Der Magistrat war in diesem Falle selbst im Zweifel, ob Bäckereien von Konsumvereinen der Kontrolle unterliegen und empfahl, beim Oberrechnungsamt zu Magdeburg ein Gutachten einzuholen. Das ist geschehen, und der Bescheid lautet dahin, daß Konsumvereine unter den angeführten Gründen nicht revisionspflichtig seien. Das Strafmandat wurde daraufhin vom Magistrat zurückgezogen.

Aus der Partei

— Der leidige Paragraph 17 des Pressegesetzes verbietet leider aus Akten eines Strafprozesses, etwas in der Presse zu veröffentlichen, solange es nicht in öffentlicher Gerichtsverhandlung bekannt gegeben worden ist. Der Paragraph gehört zu den Gesetzen, durch die sich die besitzende Klasse vor Aufklärung und Aufrüttelung des Proletariats schützen wollen. Nun hatte die Freie Presse in Elberfeld aus der Anlagenschrift gegen die angeblich für das Militär beleidigende Broschüre „Wer will unter die Soldaten?“ von Peter Winnig, etwas abgedruckt, nachdem der Prozeß selbst unter Ausschluß der Öffentlichkeit verhandelt worden war. Die Folge war, daß Genosse Niebuhr, als Redakteur der Freien Presse, von der Elberfelder Strafkammer zu 50 Mark Geldstrafe verurteilt wurde. Bei der Beratung des Spionagegesetzes im Reichstag hatte die Sozialdemokratie vergeblich die Aufhebung des Paragraphen 17 beantragt; keine der bürgerlichen Parteien war dafür zu haben.

Bermischtes

— Alles für 30 Mark. Der Magistrat zu Hörbe in Westfalen suchte vor einiger Zeit einen Bureaugestellten für monatlich 30 Mark. Unter den Bewerbungen um diese Anstellung befand sich u. a. folgendes Angebot: „Höfl. bezugnehmend auf Ihr geil. Inserat im Generalanzeiger erlaube ich mir, Ihnen meine Dienste für den vakanten Bureaugestelltenposten ergebenst anzubieten. Ich bin 28 Jahre alt, verheiratet und Vater von vier Kindern, das fünfte wird in etwa vier Wochen das Licht der Welt erblicken. Seit zehn Semestern studierte ich an der Universität Bonn das juristische Fach, wo ich u. a. auch den Vorträgen des Professors Tille über „Rechtslehre und Menschenpflicht“ zuhörte. Leider bin ich durch den Vaters Tod gänzlich mittellos geworden und mußte meine Studien abbrechen. Ich bin mit sämtlichen Paragraphen des Straf- und Handelsgesetzbuches gut bekannt, habe gute Kenntnisse in der englischen, französischen, spanischen, italienischen, russischen, holländischen, griechischen und hebräischen Sprache; handhabe die Remington-Schreibmaschine und bin perfekter Stenograph. Meine Körperkonstitution ist derart, daß ich 150 Pfund mit Leichtigkeit heben und wenn nötig fünf Mann auf einmal an die Luft heben kann. Es wäre mir angenehm, wenn Sie mein Geilich berücksichtigen würden, damit ich dann in der Lage bin, meiner Familie, die durch meine Untätigkeit sehr gelitten hat, wieder ein menschenwürdiges Dasein verschaffen zu können. Ich bin selbst sehr anspruchslos und mit den Resten der Mahlzeit des Magistrats schon zufrieden. Auch erlaube ich mich gerne bereit, häusliche Arbeiten zu verrichten, als Betten machen, Kinder verwahren, aufwischen, Straße kehren usw. und nehme an, daß die Dienstmädchen die gewöhnlichen sind, nämlich: von 7 Uhr morgens bis 10 Uhr abends. Auf inoffiziellen Wunsch treibe ich auch des Nachts gern zur Verfügung. Auf Wunsch bin ich gerne bereit, zu Fuß, zwecks persönlicher Vorstellung nach dort

zu kommen. In Erwartung Ihrer geneigten Antwort empfehle ich mich Ihnen.

Hochachtungsvoll
(Unterschrift.)

— Ein bürokratisch. In Wiesbaden starb jüngst eine uneheliche Mutter, nachdem sie wenige Stunden vorher so geboren hatte. Die Verstorbene wurde ihrer Verfürgung entsprechend eingekerkert, wobei die Frage auftrat, was mit der Totgeburt geschehen solle. Bei Erbbestattungen ist es gestattet und üblich, daß in solchen Fällen das tote Kind zu der verstorbenen Wächnerin in einen Sarg gebettet und so bestattet wird. Anders aber bei der Feuerbestattung. Nach den Bestimmungen des preussischen Feuerbestattungsgesetzes hätte auch in diesem Falle die vorgeschriebene ellierte Verfürgung der Feuerbestattung vorgelegt und die Einkerkierung getrennt von der der Mutter, also in einem besonderen Sarg und durch einen besonderen Einkerkierungsakt, erfolgen müssen. Nur denke man sich eine Totgeburt in einem Einkerkierungssofen — was soll der Beamte da noch in die Aschentafel aufnehmen? So will es eben das preussische Gesetz: eine uneheliche Mutter, die für ihre Person Feuerbestattung angeordnet hat, müßte, wenn sie ihrer schweren Stunde entgegensteht, noch Bestimmung treffen, daß ihr eventuell totgeborenes Kind auch durch Feuer bestattet würde. Sonst geschieht, was hier geschehen ist: die Mutter wird eingekerkert, ihr Kind aber begraben.

— Der Geißliche und der Bergmann. Der Peuple erzählt folgendes Erlebnis auf der Eisenbahn: In einem Abteil sitzt ein braver Bergknappe, der von Heshone kommt und in Liege arbeitet. Ihm gegenüber ein Geißlicher, dick und rot, der so tut, als ob er in seinem Brevier läse, in Wirklichkeit aber eine Unterhaltung mit seinem Gegenüber sucht. Schließlich riskiert er folgende Frage: „Schönes Wetter heute?“ „Sehr schön?“ „Begeht man sich zur Arbeit?“ „Alle Tage um dieselbe Zeit.“ „Das geht?“ „Sehr gut!“ „Und die Löhne sind gut?“ „Sehr gut!“ „Das freut mich. Sie sind also zufrieden?“ „Sehr zufrieden! Man verdient viel Geld — für andere!“ Der Pfaffe sagte kein Wort mehr. . . !

Aus aller Welt

— Der wahnsinnige Massenmörder hat sich ergeben. Aus Dedenburg wird gemeldet: Die Gendarmerie eröffnete am Sonnabend um die Mittagsstunde ein heftiges Feuer auf den Kirchhof, wo der Massenmörder Tomfics sich aufhielt. Dann trat der Pfarrer vor und forderte Tomfics auf, sich zu ergeben. Tomfics erschien in der Kirchentüre. Man rief ihm zu: Hände hoch. Nun ergab er sich ohne Widerstand. Man fand bei ihm eine geladene Browningpistole mit sieben Patronen und in seinen Taschen noch 30 Patronen. Im ganzen hat er drei Personen getötet und 19 verwundet.

— Beinahe in die Spree gefahren. In Berlin ist ein Kraftwagen der Hochbahngesellschaft an der Ecke Reichstagsufer und Sommerstraße gegen die eiserne Einfriedigung des Spreeparkes gefahren und hat die Eisenstangen zerbrochen. Der Omnibus hing mit dem linken Vorderrad frei über dem Wasser. Der Unfall hätte leicht schreckliche Folgen haben können, wenn der Kraftwagen nicht mit dem Kühler des rechten Vorderrades an den abgebrochenen Eisenpfosten einen Halt gefunden hätte und hängen geblieben wäre, der Omnibus war mit neun Personen besetzt.

— Ein furchtbarer Wolkenbruch richtete in Neapel und Umgegend großen Schaden an. Dreizehn beim Kanalbau beschäftigte Arbeiter wurden von den Wassermassen überrascht und fünf von der Feuerwehr gerettet. Die andern wurden ins Meer gespült.

— Feuer auf einem Dampfer. Ein auf einem Dampfer der Wolga-Rama-Gesellschaft ausgebrochenes Feuer griff reißend um sich und zerstörte fünf Landungsplätze, große Warenlager und mehrere Barken.

— Ein Schiff in Gefahr. Der Vergnügungsdampfer „Victoria Luise“, die frühere „Deutschland“, der zurzeit, wie aus Hamburg gemeldet wird, in Ruhwerberhaven liegt, geriet Montag in den frühen Morgenstunden in die Gefahr des Sinkens. Nach Eintritt der Ebbe war der Bug des Dampfers auf Grund geraten und das Schiff neigte sich stark nach der Backbordseite. Dabei drang eine große Wassermenge durch die Bullaugen in das Schiffinnere und der Dampfer drohte in einer für das Auslaufen der „Baterland“ ausgebaggerten Rinne zu versinken. Mit Eintritt der Flut richtete sich das Schiff hoch, worauf sofort Sicherheitsvorrichtungen getroffen wurden.

— Explosion eines Ballons. Ein am Nachmittag in Sezanne bei Gelegenheit einer Festlichkeit aufgestiegener Ballon wurde durch einen starken Windsturm gegen die Bäume geschleudert und zerrissen. Das Gas entzündete sich und der Ballon explodierte. Einige 60 Personen wurden verwundet, darunter 25 schwer.

Zu dem Ballonunglück wird noch gemeldet: Trotdem das Sportkomitee wegen schlechten Wetters von dem Aufstieg abgeraten hatte, stieg der Führer Zeprime in die Gondel und war im Verfl, das Zeichen zur Lösung der Taue zu geben, als ein heftiger Wirbelwind den Ballon mehrmals auf die Seite warf. Dabei erlitt die Hülle einen großen Riß und mehrere Sekunden später explodierte der Ballon mit einem furchtbaren Knall, der mehrere Kilometer weit vernommen wurde. Die verbugte Reihe der Zuschauer wurde buchstäblich niedergemacht; der Ballon sprang in die Höhe und fiel in geringer Entfernung vom Aufstiegsplatz brennend zu Boden. Die Menge wurde von einer schrecklichen Panik ergriffen. Ueber 60 Personen wurden verletzt. Nachdem der erste Schreden vorüber war, wurde ein Hilfsdienst organisiert. Gendarmen eilten herbei und befreiten unter großer Schwierigkeiten den schwerverletzten Zeprime, der unter dem brennenden Ballon begraben lag.

Jahren des letzten Jahrhunderts Karl v. Rotteck entschieden bekämpft:

„Dah der Staat aus dem Vorhandensein der Gemeinde den mannigfaltigsten Vorteil zieht, und daß er sie zur Erreichung seiner eigenen Zwecke trefflichst benutzet, ja nach Umständen gar nicht entbehren kann, bewillt nichts für die Lehre, die seinen Anstalten des Staats. Hat doch dieser auch die Familien; und die einzelnen Bürger für seine Zwecke nötig, ohne daß dadurch eine von diesen Personlichkeiten die Eigenschaft einer Staatsanstalt erhält. Warum sollte es bei der Gemeinde anders sein? ... Nicht durch einseitige Anordnungen, sondern durch Weisheit, das heißt unter Mitwirkung einer echten, demnach freigesprochenen Volksvertretung, soll das Gemeinwesen geregelt werden.“

Zugegeben, daß eine gewisse Aufsichtsbefugnis des Staates über die Gemeinden sich rechtfertigen läßt, so darf die Aufsicht doch nicht Bevormundung sein; sie darf nicht vom Belieben, von der Willkür einzelner Staatsorgane, von ministerieller Gunst oder Mißgunst abhängig sein. Unter berechtigter Staatsaufsicht ist nur zu verstehen im allgemeinen die Befugnis, von allen Vorgängen des Gemeindelebens Kenntnis zu nehmen und die Gemeinden, wenn nötig, zur Erfüllung der ihnen durch das Gesetz auferlegten Verbindlichkeiten anzuhalten. Ausgeschlossen sein muß vor allen Dingen das Recht der Staatsgewalt, die von der Gemeinde gewählten Beamten zu bestätigen oder abzulehnen, die Gemeindebeschlüsse zur Wirksamkeit zu genehmigen; ferner die Annahme der Staatsgewalt, Einspruch gegen politische Verhandlungen und Beschlüsse der städtischen Behörden — zum Beispiel in Zoll- und Steuerfragen — zu erheben, oppositionelle Kundgebungen dieser Behörden zu unterdrücken.

Das soziale Leben der Gemeinde kann in gesunder Weise sich nur entwickeln in Freiheit. Die Bewegungsfreiheit des Gemeindeförpers darf nicht eingeschränkt sein durch administrative Fesseln und ungerichte Wahlsysteme, welche die Beteiligung eines großen oder des größten Teiles der Bürger, Arbeiter usw. am Gemeindeleben verhindern oder willkürlich begrenzen.

Zu berücksichtigen ist auch, daß das bestehende finanzielle Verhältnis der Gemeinden zum Reich und zum Staat, besonders zum ersteren, ein den Gemeinden höchst ungünstiges ist. Schöpfen darf die Gemeinde ihre Einnahmen in der Hauptsache aus denselben Quellen, aus der Reich und Staat sie für sich entnehmen: aus dem Einkommen, der Arbeit, dem Vermögen der einzelnen Bürger. Dadurch, daß das Reich für Rüstungszwecke usw. seine Ansprüche an die Steuerkraft der Bürger beständig ins Ungeheure steigert, wie erst vor einem Jahre wieder; daß die Massen der arbeitenden Bevölkerung schon von Reichswegen ungebührlich schwer belastet werden durch Böse, Verbrauchsadgaben usw., erfährt natürlich der Anteil der Gemeinden an den steuerlichen Leistungen eine Schwächung, denn über ein bestimmtes Maß hinaus läßt sich die Belastung des Einzelnen nicht steigern. In demselben Maße, wie die Belastung der Bürger mit Reichsteuern wächst, wird die Gemeinde benachteiligt. Die Finanzwirtschaft des Reiches war bis jetzt nur eine einzige Wirtschaft, unter der das kommunale Finanzwesen außerordentlich schwer zu leiden hat. Die Konsequenz ist eine rapide Zunahme der Gemeindeverschuldung. Die Schulden der Gemeinden mit mehr als 10 000 Einwohnern beliefen sich: 1881 auf 4 Milliarden, 1891 auf 1,4 Milliarden, 1908 auf 5,3 Milliarden Mark. In letzterem Jahre betrug die Gesamtverschuldung der Kommunalverbände Deutschlands 7½ Milliarden Mark. Gegenwärtig dürfte sie nicht weit von 10 Milliarden entfernt sein.

Um den in immer größerem Umfang und immer größerer Mannigfaltigkeit an sie herantretenden Aufgaben auf dem Gebiete gemeinschaftlicher Unternehmungen, dem Gebiete des Verkehrswezens, der Sozialpolitik, der Hygiene usw. genügen zu können, sind die Gemeinden, namentlich die größeren Städte, genötigt, in wachsendem Maße den öffentlichen Kredit in Anspruch zu nehmen. Allerdings unterscheidet die Kommunal-schuldenwirtschaft sich von der des Reiches vorteilhaft dadurch, daß sie nicht wie diese unfruchtbaren oder gar gemeinschädlichen

Zwecken, sondern der Erfüllung wirklicher Kulturaufgaben dient.

Faßt man das ganze Verhältnis der Gemeinden zum Reich und zum Staat kritisch ins Auge, so erscheint es als ein solches, das im Interesse des gemeinen Wesens einer gründlichen Reform in jeder Hinsicht unterworfen werden muß. Diese Reform kann bei der stetig wachsenden Bedeutung der politischen wirtschaftlichen und sozialen Gemeindeaufgaben nur noch eine Frage der Zeit sein. Sie kann sich allerdings nur vollziehen im engsten Zusammenhange mit der Ueberwindung des ganzen unheilvollen Systems, von dem Reich und Staat beherrscht werden.

Ein kleines Justizhausgesetz für Ost- und Westpreußen ist in Vorbereitung, wenn man folgender bürgerlichen Nachricht Glauben schenken darf:

Entweder — oder!

Die bürgerliche Presse kann niemals die Arbeiterinteressen schützen, sie muß diese im Gegenteil fortgesetzt bekämpfen. Zu diesem Zwecke sind ihr die verwerflichsten Mittel gerade recht. Professor Ragaz urteilt über die bürgerliche Presse:

„Eine solche Presse ist kein Werkzeug der Wahrheit, keine Trägerin guten Geistes mehr, sondern — etwas ganz anderes! Ich hoffe, daß ein Tag komme, wo unser Volk zu merken anfängt, wie die „öffentliche Meinung“ durch diese Art von Presse gemacht wird.“

Jeder, der seiner sozialen Stellung nach zu uns gehört, würde sich erniedrigen, wenn er ferner die bürgerliche Presse unterstützt.

Hier gibt es nur ein Entweder — oder

Entweder behält er bürgerliche Zeitungen und handelt damit gegen seine Interessen und — wenn er modern organisiert ist — auch gegen sein Gewissen,

oder er abonniert das sozialdemokratische Blatt und wird damit seinen Interessen und seiner Ueberzeugung gerecht.

Also, Männer und Frauen,

geht hin und klärt die Unwissenden auf, rüttelt die Gleichgültigen wach, werbt unermüdet neue Abonnenten für die

Volksmacht!

VK Der Schutz der Arbeitswilligen in Ost- und Westpreußen. Zurzeit findet bei den Regierungen Ost- und Westpreußens eine Umfrage statt, ob die bestehenden Gesetze über den Schutz arbeitswilliger Elemente in den in Frage kommenden Landesstellen ausreichen, oder ob weitere gesetzgeberische Maßnahmen erwünscht sind. Die Regierungen der Bezirke Gumbinnen, Königsberg, Danzig und Marienwerder bereiten Polizeiverordnungen vor, die einen besseren Schutz der Arbeitswilligen in diesen Bezirken herbeiführen sollen. Diese Polizeiverordnungen werden auf Grund einer Anregung aus dem Ministerium des Innern vorbereitet. In nächster Zeit dürften diese Verordnungen veröffentlicht werden.

Wir möchten bei dieser Gelegenheit feststellen, daß in Ost- und Westpreußen irgendwelche nennenswerten Ausschreitungen Streikender gegen Arbeitswillige nicht vorgekommen sind. Fälle, die sich in Königsberg und Danzig zutragen, beweisen, daß die Arbeiter Schutz gegen das Streikbrecher-

gefinde nötig haben. Auf Wunsch werden die Arbeiterorganisationen den Behörden gerne Material als Unterlagen für eine Polizeiverfügung zum Schutze des Koalitionsrechtes zur Verfügung stellen.

Magistratische Wünsche.

Mg. Der Magistrat hat bei der Stadtverordnetenversammlung beantragt, zugestimmt: daß aus dem Fonds „besondere Bewilligungen“ des Hauptetats für das zweite Gesangsfest des Preussischen Sängerbundes, das vom 4. bis 7. Juli d. Js. in Danzig stattfindet, zu einem Garantiefonds ein Höchstbetrag von 3000 Mark bereitgestellt wird.

Weiter beantragt der Magistrat, daß sich die Stadtverordneten damit einverstanden erklären, daß am Seebrände von Weichselmünde ein Licht-, Luft- und Wasserbad hergestellt wird und daß die Kosten der Herstellung — die Betriebskosten — für das laufende Jahr 1914 dem Fonds für besondere Bewilligungen entnommen werden. Die frühere Badeanstalt in Weichselmünde, die von dem Seebadpächter Thimm errichtet war, ist durch die Sturmflut im Januar d. Js. zerstört worden. Das Pachtverhältnis, das noch bis zum 28. Februar 1916 lief, mußte, da Thimm nicht in der Lage war, die Badeanstalt wieder herzustellen, gelöst werden. Für das Badebedürfnis muß daher anderweitig gesorgt werden.

Die Kommission für die Seebäder befürwortete die Einrichtung des Bades.

Ein anderer Antrag des Magistrats geht dahin, die Stadtverordneten möchten ihre Zustimmung geben, daß für die Neuvermessung von Teilen der mit dem 1. April 1914 eingemeindeten Ortschaften Lauenal und Heubude und die Herstellung der auf Grund dieser Neuvermessung anzufertigenden Pläne der genannten beiden Ortschaften ein Betrag bis zur Höhe von 3000 Mark dem Fonds für besondere Bewilligungen des Hauptetats entnommen wird.

Für die Festlegung der Fluchtlinien in den neuen Orten sind die vorhandenen Karten zu veraltet; es ist daher eine Neuvermessung erforderlich.

Mit den vorhandenen Kräften des städtischen Vermessungsamtes, die mit laufenden Arbeiten voll beschäftigt sind, ist es nicht möglich, diese umfangreiche Arbeit zu bewerkstelligen; es werden daher besondere Kräfte dafür angenommen werden, oder es wird ein Abkommen mit einer Landmessfirma getroffen werden müssen. Die hierfür erforderlichen Kosten betragen nach schätzungsweise Angabe unseres städtischen Vermessungsamtes 3000 Mark.

Die Baudeputation hat sich damit einverstanden erklärt.

Das Plakat der Buchgewerbe-Ausstellung.

von Professor W. Tiemann geschaffen und durch Anschlag an Plakatsäulen, in Eisenbahn- und Straßenbahnmagen, in Gasthäusern und Schaufenstern überall verbreitet, erregte zunächst Kopfschütteln und abfällige Kritik; man verstand es eben noch nicht. Was bedeutet das Tier mit Ohren, Krallen, Flügeln und Kopf eines Adlers, Leib eines Löwen, das durch die Luft fliegt und einen Jüngling auf dem Rücken trägt, der eine Fackel in der einen und Blumen in der anderen Hand hält? Hier die Erklärung: Die Weltausstellung in Leipzig soll darnach, wie das gesamte graphische Gewerbe dazu berufen ist, als vermittelndes Glied zwischen der bildenden Kunst und der Menschheit zu wirken. Die Kunst ist göttlichen Ursprungs und dazu geschaffen, Licht und Schönheit auf der Erde zu verbreiten; sie soll Allgemeingut werden und muß vom Himmel zur Erde herniebergetragen werden. Diesen Erdenflug stellt das Plakat in schlicht-einfacher und geistvoller Weise dar. Der Jüngling, dessen Jugend durch das rotblonde Haar angedeutet ist, stellt das ewig junge Leben dar in voller Kraft. Die Kunst bedarf zu ihrem Schaffen des kraftvollen Lebens der Jugend. Der Jüngling kommt aus dem Reiche der Götter; er trägt in seiner Linken die brennende Fackel des himmlischen Feuers und streut

Die Missionarin

Sie wollte das Beste.

Ein heiliges Feuer erfüllte sie.

Denn sie war fromm und von überirdischem Streben. Sie betete dreimal am Tage, und zwischen Vesper und Abendbrot sang sie Choräle.

Sie ging — so ist anzunehmen — mit tiefverschleiertem Antlitz durch die Straßen, das innere Auge aufs Jenseits gerichtet, damit das äußere die nackten Wüsten in den Friseurläden nicht sähe. Denn sie haßte das Fleisch und die Sündhaftigkeit des Fleisches, auch wenn es aus Wachs war oder Papiermachee.

Die Verderbtheit der Menschen entsetzte sie.

Zwar wußte sie aus eigener Erfahrung nichts davon; denn ihr Herz war rein und bei Jesum.

Aber sie erfuhr es auf andere Weise.

Von Richtern, Assessoren, Offizieren, Kauf- und anderen besseren Leuten:

Daß es Laster gäbe.

Laster der raffiniertesten Art.

Jene besseren Menschen war gleich ihr tief entrüstet.

Sagten gleich ihr: Hier muß etwas geschehen.

Die höhere Sittlichkeit, sagten sie, müsse in das niedrige Volk getragen werden. Denn dort herrsche die Ethik sozusagen noch in ihrem primitiven Urzustande. Es fehle ihr der feinere Schiffs, die Kultur und delikate Zubereitung. Diese zu verbreiten sei eben die Aufgabe der Besten im Staate. Dienstlich zunächst, aber auch nach Feierabend.

„Machen wir!“ sagte die Witwe Schwiderski, denn so hieß die Missionarin. Und sie schlug entschlossen den Schleier zurück und verließ sich dreist und gottesfürchtig in die erbaulichen Dinge dieser Welt.

Zwar schauderte ihr reines Herz beim Anblick dessen, was sie sehen mußte. Aber das Bewußtsein, eine ganze Schar edler Kavaliere hinter sich zu haben, gab ihr Mut und Kraft und heiligen Eifer, um so mehr, als die Kavaliere in auskömmlicher Weise für ihr tägliches Brot sorgten, das sie sich sonst vom Himmel erbät.

Sie beschloß, Märtyrerin zu werden.

Beschloß, niederzutreten in die sittlichen Untergründe

Welt, beschloß, alles aufzudecken und an den Kranger zu

stellen Wahrheit, Wirklichkeit sollte sprechen, sollte der Menschheit ins Anlitz geschleudert werden.

Die Herren waren einverstanden.

Sie versprachen nach besten Kräften mitzuwirken.

Bei der Jugend, sagten sie, müsse man beginnen. Bei der weiblichen Jugend. Einerseits sei diese von Natur aus am verderbtesten, andererseits sei sie weich und bildungsfähig. Zukünftige Mütter seien die beste Grundlage für das edle Werk. Seien ihnen die höheren Ideale eingepflanzt, so werde es sich entfalten wie eine schöne Blume und fortwirken bei Kind und Kindeskindern.

„Machen wir!“ sagte die Missionarin und ging mit heißer Liebe ans Werk.

Die Witwe Schwiderski gründete eine Handarbeitschule.

Sie inserierte nach Schülerinnen.

Und die kleinen Mädchen kamen.

Die großen Herren auch.

Diese weniger deshalb, um sticken, häkeln oder stricken zu lernen, als um die Unterrichtsstunden mit höherer Moral zu befruchten und die Mädchen vor jenen sittlichen Gefahren zu retten, die bekanntlich überall mit Handarbeits-Lehrstunden verbunden sind.

Man trank Wein mit einander und soupierte gut, da ein anregend gefüllter Magen Hirn und Herz besonders aufnahmefähig für alle Entschlüsse macht.

Und die Herren redeten den verderbten Geschöpfen voll Liebe zu, streichelten ihnen die Wangen und küßten sie väterlich.

Die Mädchen besserten sich offensichtlich. Ihre Verkehrtheit wich einer heiteren Lebensauffassung, und die Missionarin stand mit gefalteten Händen dabei und segnete sie, während Tränen heiliger Rührung aus ihren frommen Augen tropften. „So ist's recht, Kinderchen.“ sagte sie.

Und ihr heiliger Eifer, ihr missionarischer Fanatismus wuchs und ward heftiger.

Der Tag genigte ihr nicht mehr.

Sie lud die Mädchen zu nächtlichen Promenaden und verschaffte ihnen die Mitwirkung bei fröhlichen Festgelagen, um ihren naiven Seelen abschreckende Bilder einzuprägen. Sie ging mit ihnen in die Hochschulen seiner Kultur, in die Kaserne, um ihnen die vortrefflichen Handarbeiten der Offiziere als Muster vorzuführen.

Und alle waren hebreich zu den kleinen Mädchen.

Alle, alle.

Und so gedieh das Werk der heiligen Schwiderski wunderbar und der Himmel hatte seine Freude dran — nebst den Richtern, Assessoren, Offizieren, Kauf- und anderen besseren Leuten.

Vielleicht hätte sich von dem kleinen Ort an der russischen Grenze strahlend die höhere sittliche Kultur über Europa und die angrenzenden Erdteile ausgebreitet, wenn der heiligen Schwiderski nicht der Staatsanwalt in den Arm und Handarbeitsunterricht gefallen wäre.

Der Märtyrerweg der Missionarin begann.

Sie kam vors Tribunal.

Und nun redeten andere Richter zu ihr, die, ein wenig grob, ihre heilige Mission Kuppel nannten.

O, da hätte ihr sie sehen sollen!

Von ihrer hohen Aufgabe sprach sie, von ihrer hehren Mission, die sie im Auftrage der Geislichkeit ausgeführt habe, von ihrer Frömmigkeit und den einwandfreien Kavaliere, die ihr edles Werk unterstützten. Daß ihr heiliger Wille lediglich darin bestanden habe, die Verderbtheit aufzudecken.

Und dann marschieren die Helfer auf: eine lange Reihe von Richtern, Assessoren, Offizieren, Kauf- und anderen besseren Leuten. Was sie sagten, man erfuhr es nicht. Da sie ihre guten Werke nicht an die große Glocke hängen wollten. Bescheiden, wie die besseren Leute nur mal sind.

Die heilige Schwiderski muß leiden.

Sechzehn Monate Gefängnis.

Zwar kein Scheiterhaufen, aber immerhin: genug für ein edles Herz.

Die Kavaliere wuschen sich die Hände.

Und werden trotz gelegentlicher Unannehmlichkeiten weiter wirken für Kultur und Sitte, werden über die Gesetze wachen und das Volk dauernd zur Ordnung rufen, wenn es mal unwillig werden sollte. Werden vielleicht eine zeitlang Braumbier trinken, um zehn schlafen gehen und über das langweilige, philliströse Nest murren.

Aber wenn Mutter Schwiderski aus dem Loch kommt, wird es, so Gott will, wieder lustiger werden, und das angelegte Fest kann von neuem in der Tätigkeit für eine edle Mission schmelzen. Es braucht nicht just ein Handarbeitsunterricht zu sein.

mit der Rechten Rosen, das Symbol der Schönheit, aus über die Erde. Der Brief galt schon in der Antike als Beschöner der Kunst. Auch Goethe hat im zweiten Teil des Faust — in der köstlichen Walpurgisnacht — mehrfach von den Geifen als Beschöner des Weistes und der Schönheit gesprochen. In dieser Zusammenstellung ist der Sinn des Plakats eine anregende Wirkung aus auf den denkenden Betrachter, und der Zweck der Ausstellung, das gesamte Buchgewerbe als einen der wichtigsten Faktoren unserer Kultur erscheinen zu lassen, wird daher von einem vollen Erfolg gekrönt sein.

An der Aufschlag-Lehrschmiede der Landwirtschaftskammer zu Danzig beginnt am 1. Juli d. J. ein neuer Kursus. Schmiede, die an dem Kursus teilnehmen wollen, müssen 19 Jahre alt sein und sich unter Vorlegung ihres Lehrzeugnisses melden. Der Unterricht dauert drei Monate. Die bestandene Schulprüfung berechtigt zur selbständigen Ausübung des Aufschlaggewerbes.

Unfall. Das Unterseeboot „U 27“ verließ am Sonntag mittag die Ketten der Fuhrwerksfähre Neufahrwasser-Weichelmünde. Zwölf Meter Kette gingen verloren. Die Fähre trieb, mit einem Fuhrwerk besetzt, Stromabwärts. Durch Boote wurde sie ans Ufer gebracht.

Das Kriegsgericht in Danzig verurteilte den Militärgefangenen Gustav Dinsie wegen Ungehorsams zu einem Jahr Gefängnis. Der Soldat gehörte der Seite der Adventisten an und verweigerte am Sonnabend den Dienst. Arrest- und Gefängnisstrafen haben seinen Standpunkt nicht ändern können.

Speisewirtschaften bedürfen keiner polizeilichen Erlaubnis. Diesfach wurde deshalb angenommen, diese Betriebe seien an eine Polizeistunde nicht gebunden. Das Kammergericht hat nun entschieden, daß Polizeiverordnungen, die eine Polizeistunde für Speisewirtschaften festsetzen, rechtsgiltig sind.

Einwohner aus der Stühlgasse klagen über mehrere Schaltungen, die dort in der Nähe des Schmitzchen Grundstücks nach Sperlingen schließen. Bei der Unvorsichtigkeit, mit der die Jungen umgehen, wäre es notwendig, daß ihnen das Handwerk gelegt würde.

Unsere Jugend verbrachte den schönen Sonntagnachmittag zu Wanderungen. In zwei Gruppen zogen die Jungen und Mädchen ins Freie. Eine größere Schar tummelte sich am Strand von Heubude. Die zweite Gruppe wanderte durch das Werber.

Danziger Standesamt vom 6. Juni. Langfuhr.

Todesfälle: Rentier Albert Stremkau, 73 J. 6 M. — Sohn des Fleischergehilfen Gustav Stremkau, todtgeboren. — Tochter des Stahlmeisters Paul Schulz, todtgeboren. — Tochter des Arbeiters Johann Marschallowski, todtgeboren.

Neufahrwasser.

Todesfälle: Witwe Henriette Frankewitz, geb. Hueter, 83 J. 8 M. — Arbeiter August Schulz, 64 J. 3 M.

Polizeibericht vom 7. und 8. Juni 1914.

1. Verhaftet: 9 Personen, darunter 1 wegen Unterschlagung, 1 wegen Bettelns, 4 wegen Trunkenheit.
2. Obdachlos: 5 Personen.
3. Gefunden: Personalpapiere für Eugen Steinhöfer, eine schwarze Damenhandtasche, enthaltend ein Portemonnaie, zwei Taschentücher, Äpfel, Haarzopf und Handschuhe; 1 braunes Portemonnaie mit über 3 Mark; 1 Patentschlüssel; 1 goldene Halskette, abgehoben aus dem Fundbureau des königlichen Polizeipräsidiums; 1 Fahrrad, abgehoben von Herrn Paul Urbanski, Petershagen a. d. Rod. 19-20.
4. Jugetaufen: 1 weiße Hündin mit braunen Ohren und Marke Nr. 3578-13, abgehoben von Herrn Walter Donnitz, Kneipab Nr. 36a.
5. Verloren: 1 Humadel mit drei ausländischen Münzen; 1 goldenes Armband, abgehoben im Fundbureau des königlichen Polizeipräsidiums.

Schiffnachrichten.

Nach Danzig unterwegs.

Schiff	Kapitän	Abgegangen
B. C. Frohme (SD)	Schmidt	3. Juni Glesenburg
Perma (SD)	Dege	2. " Leer
Dupler (SD)	Sochen	4. " Kollerbam
Sonia (SD)	Klefe	8. " Kopenhagen
Kurt (SD)	Hartwig	7. " Stettin

Nach Eibing unterwegs.

Schiff	Kapitän	Abgegangen
Kunigunde	Böhrensen	4. Juni Hamburg

Angelommen in fremden Häfen.

Schiff	Kapitän	Angelommen
Stephanie (SD)	Gaeth	4. Juni in Memel
Wolfsau (SD)	Rinder	5. " " London
Welpart (SD)	Jones	2. " " Grenad
Eibing IA (SD)	Krammelch	4. " " Billau
Verlos (SD)	Olsen	3. " " Kopenhagen
D. Siebler (SD)	Sielaff	3. " " Hammerhaus
Offsee (SD)	Schröder	6. " " Swinemünde

Briefkasten der Redaktion

Sch. Thon. Der Bericht ging uns Sonnabend zu; er hätte also frühestens am Montag gedruckt werden können. Eine Tageszeitung kann aber unmöglich eine Woche später berichten, als sich Ereignisse zugetragen haben. Wir bedauern daher, von der Wiedergabe des Berichts absehen zu müssen.

Hierzu 1 Beilage.

Verantwortlich für die Rubriken „Danziger Nachrichten“ und „Aus Westpreußen“ Anton Kooten-Danzig, für den übrigen Inhalt des Blattes Hans Mittwoch-Königsberg i. Pr., für Inserate Franz Unterhalt-Danzig. Verlag Volkswacht S. Gehl u. Co.-Danzig. Druck Königsberger Volkszeitung, G. m. b. H., Königsberg i. Pr.

Gewerkschaftskartell Danzig

Am Donnerstag d. 11. Juni, abds. 8 Uhr, in der Maurerherberge Schüffeldamm Kartellversammlung

Tagesordnung:

1. Jahresbericht.
2. Kassenbericht.
3. Wahl des Kartellvorstandes.
4. Wahl zum Jugendausschuß.
5. Wahl zum Bildungsausschuß.
6. Verschiedenes (Anträge usw.).

Pflichtmäßiges Erscheinen der Kartell-Delegierten unbedingt erforderlich. Der Kartellausschuß. S. A.: Franz Unterhalt.

638] **Komm zu mir! Ich borge Dir!**
Robert Schulz, Danzig
 Schüffeldamm 36, 1 Treppe
 Filialleiter
 der Firma **Jonas & Co.** G. m. b. H., Berlin
 Gegründet 1889
 Grosses Lager i. Geschenkartikeln, Musikinstrumenten jed. Art, Sprachmaschinen, photograph. Apparaten, Haarschneidemaschinen, Rasierapparaten u. Messern
100 000 Kunden
 Uhren, Gold- und Silberwaren
 auf Teilzahlung ohne Anzahlung, Monatsraten von 2.00 Mk. an bei Barzahlung 10% Rabatt — Kein Laden, 1. Etage

In Langfuhr
 kaufen Sie Ihre Herren- und Knaben-Bekleidung zu staunend billigen Preisen bei
Philipp Schwensenz
 Hauptstraße 40 a
 542
 Herren-Anzüge moderne Stoffe von 12.00 an
 Herren-Anzüge auf Rohhaar von 18.00 an
 Herren-Anzüge vollständiger Ertrag f. Maß von 25.00 an

Außergewöhnliches Angebot
 Mensch der Urzeit . . . früher 2,00 Mt., jetzt 0,80 Mt.
 50 Melsternovellen 2,00 " " 0,60 "
 reich illustriert 2,00 " " 0,60 "
 Menschenschieksale 2,00 " " 0,50 "
 Im Sumpf der Grossstadt 1,50 " " 0,50 "
 Fremdenlegionär 4,00 " " 0,80 "
 Fahrt um die Erde 1,00 " " 0,25 "
 Neueste Witzbücher 1,00 " " 0,25 "
 Durch außerordentlich günstigen Einkauf sind wir in der Lage zu obigen Preisen die Bücher abgeben zu können, jedoch nur so lange der Vorrat reicht **Buchhandlung Volkswacht**
 Paradiesgasse 32

+ Feinste Aluminium- und Goldbronzen für Grabgitter und Kreuze, Blattgold, Abziehgold, Blattfüller, Anlegelöl, offeriert Franz Supplet, Aronen-Drogerie, Schüffeldamm 45. 545 +

Echt garantiert reingekachelten
Schnupftabak
 aus erstklassigen Kentuckyblättern empfiehlt die Schnupftabakkachelei
Julius Gosda, Danzig
 Roh-tabakhandlung, 543
 Häkergasse 5. II. Priestergasse Nähe der Markthalle.
 Nur Kachelbetrieb

Fahrräder
 der berühmten **Mars- und Corona-Werke**, sowie Spezialräder „Sultan“, „Olympia“ usw. von 45,00 Mark an; bis zu 5 Jahren Garantie. Mäntel von 2,50 Mark und Schlauche von 2,00 Mark an. Sämtliche Ersatzteile. Reparaturen und Aufarbeitung. Gramophone sowie Sprechapparate von 18,00 Mark an. Schallplatten von 1,00 Mark an. Sätze von 0,25 Mark an, sowie sämtliche Start- und Schwachstrom-Artikel und Gasbeleuchtungs-Artikel und deren Montage.
Gerhard Brand, Mechaniker,
 Danzig-Schibitz, Rathhäuserstraße 43.

Wintergarten
 Diese Woche **Neue Haase-Burlesken**
Amanda **Zeppelin**
 Dalia mit seinen Riesentigerschlangen
Jack Harris mit dem Wackelfelsen und noch 5 erstkl. Spezialitäten in diesem glänzenden Programm.
 Vorverkauf Zigarrengesch. R. Obst, Heilige Geistgasse 13.
 Gebr. Wetzel, Stadtgraben 8 5627
 Kassenöffnung 7 Uhr. Anfang 8 1/2 Uhr.

Betten,
 Bettfedern, Damen
 Einschüttungen, eiserne
 :: :: Bettgestelle :: ::
 Bei Einkauf von Einschüttungen werden die alten Federn gratis gereinigt.
 Abholung und Lieferung frei.
 Hygienische Bettfedern-Reinigungs-Anstalt
Häkergasse Nr. 63
 an der Markthalle.
 Telefon 2788. 565

Möbel aller Art
 Schränke, Vertikals, Spiegel, Küchenmöbel, Sofas und Garnituren, Teppiche sowie alle Polstermöbel, finden Sie in grosser Auswahl bei
A. Huse, Fleischergasse 77.
 Empfehle meinen Damen werden in und außer dem Hause irrisiert 5833
W. Hoppe, Rathhäuserstr. 99.

Fahrräder
 sämtl. Zubehöerteile u. Reparaturen
 billigst.
Carl Sielaff
 Dbra. 417

Central-Theater
 Eibing, nur Brückstr. 15
Neues Programm!
 Darunter 5624
 ein Hauptschlager und herrliche Dramen sowie Humoresken.
Jedes Bild ein Schlager!
 Die Direktion.
F. Kuhn, Wasserftr. Nr. 80,
 empfiehlt sein 5110
 Hut- und Miltzengeschäft.

Junge Leute
 finden gutes Logis, Mittagstisch und Abendbrot. 489
H. Frank, Fischmarkt 4.
Die Nonne
 Nach monatelanger Konfiskation wieder freigegeben!
 Ein Sittenroman aus dem Klosterleben von Denis Diderot.
 Wohl der berühmteste kulturhistorische Roman aller Zeiten. Nur eine Letztüre für gereifte Leser
 Preis 60 Pfg.
 Zu beziehen durch
Buchhandl. Volkswacht
 Danzig, Paradiesgasse 32.

haben Sie schon die **Fahrräder** in der **Fahrradhandlung Danzig,** Hansdor Nr. 2 gesehen? 5609
 Versand auch nach auswärts.

Für **Naturfreunde**
 Sonntage eines Großstädtlers in der Natur
 Von Kurt Grottenwitz
 Mit einem Vorwort von Wilhelm Bölsche sowie einem Porträt des Verfassers
 Vierte Auflage
 Ein treuer Begleiter bei den sonntäglichen Wanderungen — Von der Presse lobend besprochen
 Preis gut gebunden 1 Mt.
 Zu beziehen durch die
Buchhandlung Volkswacht
 Paradiesgasse 32.

Karl Kautsky: **Der Weg zur Macht.**
 Buchhandlung Volkswacht, Paradiesgasse 32.